

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. Juli 1843.

Die letzten Augenblicke des Verbrechers.

Eine kritische Novelle.

Ein ungewöhnlicher Lärm auf der Straße hatte mich früher als sonst vom Lager getrieben. Ich theilte die Aufregung nicht, in welche die ganze Stadt versetzt war, aber vom Geist der allgemeinen Unruhe war doch genug über mich gekommen, um gegen Neigung und Gewohnheit die Tagesordnung zu beginnen. Aber es duldete mich auch nicht im Zimmer; ich warf mich in die Kleider und trat hinaus in die nunmehr todtstillen Gassen. Die Stadt war wie ausgestorben. Alles hatte seine Stände, seine Gewölbe verlassen. Es war kein Feiertag, es war mitten in der Woche. Die Hinrichtung, die früh Morgens dicht vor dem Thore vollzogen ward, machte dem Volke diesen Tag zum Festtage.

Der Fall war ein sehr gewöhnlicher, sehr gemeiner gewesen. Ein roher Kerl, der nur thierische Bedürfnisse kannte, hatte, von Hunger und Gewinnsucht getrieben, eine alte Frau in ihrem Zimmer erschlagen und beraubt. In der Schenke hatte er stark getrunken und mit dem Gelde geprahlt. Man zog ihn ein und er läugnete nichts. Die Art und Weise, wie er seine That für eine ganz natürliche, jeden Stärkeren für berechtigt erklärte, vom Ueberfluß des Schwächeren zu leben, hatte die Leute empört, aber hatte ihnen fast ein Interesse für den Verbrecher eingefloßt, der mit kalter Festigkeit die Befehle des Raubthiers der Wüste die seinigen nannte. Ich hatte den Menschen im Gefängnisse gesehen. Das Thierische war in seiner Gesichtsbildung entschieden ausgebildet. Der Schädel oben flach, die Stirn zurückgedrückt, die Nase gesülpt, die Mundwinkel ausgeschweift, Kiefern und Kinn mit dem Drang der Begierde vorgestreckt; — dieser ganze Knochenbau schien nur auf einen einzigen Sinn, auf den Sinn zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse, zu deuten. Ein lauerner Zug des sonst seelenlosen Auges und eine Falte der Braue über der Nasenwurzel war das Einzige, das den Menschen in ihm verrieth, und schien ihm nur die Besonnenheit zu geben, das Thierische in seiner Natur für gegeben, und also für berechtigt zu halten. Was mich beim Anblicke dieser Züge beschäftigte, war nicht die That, die der Mensch verübte, denn sie stand nicht bloß als Möglichkeit in

seinem Gesichte zu lesen, sondern fast als Nothwendigkeit; auch nicht die freche Geläufigkeit, womit er sie in Bezug auf das hohe Alter der gebrechlichen Frau als leicht und einfach erläuterte. Ich konnte nur verwundert sein, daß dies Wesen, das doch auch Mensch zu nennen war, so lange mit Menschen gelebt hatte, ohne durch eine That solcher Art sich um den Zusammenhang mit ihnen zu bringen. Sollte mich noch etwas Anderes in Verwunderung setzen, so war es der Gedanke, daß mitten im Schooß unserer gerühmten Kultur, mitten in der gepriesenen Humanität des Jahrhunderts, bei allen Anstrengungen von Schule und Kirche, noch immer Bestien unter uns möglich sind. Dieser Mensch war wie wir, d. h. ohne es zu wissen, Christ geworden durch die heilige Taufe, war unter Tagelöhnern auf dem Lande wie Viele erwachsen, hatte mit der Dorfjugend Schreiben und Lesen gelernt, der Paster hatte ihm wie den Andern von Gott erzählt und der heiligen Dreieinigkeit, hatte ihn eingesegnet und dem Leben übergeben mit hundert andern Genossen. Er war seinem Betriebe nachgegangen und so lange die Maschine von Lebensthätigkeit, der Wechselverkehr von Arbeit und Befriedigung der nächsten Bedürfnisse, im Gange blieb, hatte man nichts an dem Menschen wahrgenommen, das ihn als einen „Auserwählten der Hölle“ bezeichnet hätte. Plötzlich stockt diese Maschine. Das Bedürfnis bleibt; die Möglichkeit, es zu stillen, wird schwierig und gleich ist die Bestie im Menschen fertig. Die Unzulänglichkeit unserer moralischen Einflüsse auf den werdenden Menschen kann wohl mit Trauer und Nachdenken erfüllen. Wie der Mörder jetzt auf dem Schaffott enden werde, war mir gleichgültig. Ob er im letzten Augenblicke erbebte oder stumpf blieb, kam auf seine Nervenfestigkeit, auf seine physische Stärke an. Es ging ein Mensch dahin, ohne an den Segnungen der menschlichen Bildung Theil gehabt zu haben, ohne von Liebe zum Mitgeschöpf zu wissen: das war es, was mich beschäftigte.

Es war noch sehr früh, als ich in die Weinstube trat, wo ich zu frühstücken pflege. Auch hier leere Bänke, leere Gläser. Küfer und Kellner waren schon vor Anbruch des Tages mit dem Schwarme der Schaulustigen hinausgezogen. Nur der alte Weinwirth saß auf seinem Posten, auf dem Sessel am Ofen, wo er sein Morgenschläfchen hielt, da ihn der Dienst des Tages bis über Mitternacht hinaus wach erhielt. Er rückte seine

sammtne Kappe und schob seine schwere Figur zwischen Tisch und Bank in die Höhe. „Bon jour, Monsieur,“ lächelte der Alte, halb erstaunt über den unerwarteten Besuch, halb verschämt über seine schlaftrunkene Miene. Er ist ein Südfranzose, aus dem Departement des Aveyron, ich weiß nicht, ob aus dem Städtchen Albi oder Rhodéz gebürtig. Ich will ihn Lebrun nennen, obschon dies nicht sein wahrer Name ist. Er bezieht aus der Heimath seinen Bordeaux, hat aber sonst wenig Sympathien mit Frankreich. Er war ein eifriger Napoleonist, seiner Religion nach Protestant, und war unter den Bourbons ausgewandert, der Jesuiten wegen, wie er sagte. In der That setzte erst die Julirevolution den Bedrückungen und Auswanderungen, die von religiöser Unduldsamkeit verschuldet wurden, in Frankreich eine Grenze.

„Schon zurück?“ fragte der Alte, indem er mir den Schoppen brachte. — „Von der Hinrichtung?“ war meine Gegenfrage, die ich ihm mit der Aeußerung selbst beantwortete, ich wäre kein Freund von solchen Schauspielen, bezweifelte auch deren moralische Wirkung auf die Masse und wäre der Meinung, daß die Abschreckungstheorie trüglisch.

„In den Kissen,“ sagte Lebrun, „wird am meisten gestohlen.“

Ich erzählte, wie ich in meiner Vaterstadt als Kind einen Räuberhauptmann, den sogenannten schönen Karl, hätte hingerichtet sehen. „Er ging wirklich mit einem Anstand auf's Schafot, daß man meinen konnte, auch der Teufel habe seine Helden.“

„Ja, es thut nicht gut,“ sagte der Alte schwermüthig. „Es macht irre an Gottes Weltregierung. Und wer einmal einem sterbenden Mörder recht scharf und tief in's Angesicht blickte, der thut's nie wieder!“

Daran mußte eine Geschichte hängen, und Lebrun rückte denn auch bald damit heraus. Er hatte in seiner Heimath die Mörder des Fualdes unter der Guillotine fallen sehen, war durch den Drang der Umstände Zeuge wider sie gewesen und die Art und Weise, wie Einer von ihnen, bevor sie ihren Kopf auf den Block legten, Himmel und Erde anrief, um den Nachkommen seine Unschuld zu beweisen, hatte ihn in seinem Glauben an seine Strafbarkeit wankend gemacht. Fualdes, ein Freund Lebrun's, war unter dem Kaiserreiche Advocat und öffentlicher Ankläger gewesen, war Protestant und zog sich zurück, als die Bourbons ihr Regiment wieder begannen. Er hatte so eben eine Domaine, die er besaß, verkauft, wollte seinen Wohnort verändern und setzte sich mit seinen Verwandten, die den Bourbons zugethan waren, auseinander. Plötzlich verschwand er. Man fand alsbald seine Leiche im Flusse, die Kehle durchschnitten. Sein Stock lag in einer Straße, die er zu betreten pflegte; ein Tuch, zu einem Knebel gewunden, führte auf die Spur eines öffentlichen Hauses, das der Unglückliche mitunter besuchte. Die beiden Verwandten stürzten in seine Wohnung, bemächtigten sich seiner Papiere, wurden aber sofort eingezogen; man wußte von ihren Differenzen mit ihm in Geldsachen.

Lebrun selbst war es, der den Stock des Unglücklichen in der Straße fand. Der Stock führte auf das Tuch, das Tuch auf das Haus, und das Haus war ein Schauplatz versteckter Freuden, wo man sich unter dem Schleier der Nacht Rendezvous gab. Ganz Rhodéz war im Aufruhr. Nicht der Mensch, der Protestant, der Napoleonist, der ehemalige öffentliche Ankläger war in Fualdes ermordet; als Opfer einer bourbonnischen Verschwörung, an deren Spitze seine Verwandten selber, war er gefallen: das stand schon als furchtbare Ueberzeugung fest, bevor noch ein Jurist die Sache eingeleitet, bevor die Kissen nur zusammenkamen. Es fielen Fehler in der Leitung der Untersuchung vor; natürlich, weil der blinde Parteieifer kaum eines Beweises zu bedürfen glaubte. Die Geschworenen sprachen ihn Schuldig. Der Revisionshof verwarf das erste Erkenntniß. Jetzt aber stieg die Ueberzeugung des Volkes zur Erbitterung, man glaubte, hier sei abermals der mächtige Jesuitismus im Spiele, der die Schuldigen um ihrer Verbindungen willen frei machen wolle. Die Thatfache war nicht zu läugnen, Fualdes war ermordet, er war muthmaßlich in der Straße, in dem Hause verschwunden. Aber die Leidenschaft glaubte an eine Verschwörung von zwölf Mördern, hielt die Pläne der Raubsucht und Rache für tief verzweigt, für weit angelegt. Erst in Folge der Untersuchungen, in Folge zweier Richtersprüche, zweier Cassationserkenntnisse, erst im Verlaufe des ganzen Processes entstand die Kette von Thatfachen, die mehrere hundert Menschen zum Verhör brachte, drei Hinrichtungen und mehrere andere Verbammungen zu Brandmal und Kerker veranlaßte. Das ganze räthselhafte Ereigniß südlicher Romantik erwuchs aus der Leidenschaft der Menschen erst zur festen Thatfache, an welche die Richter so feurig glaubten als die Geschworenen. Wer für die Angeklagten einen Einsall zu äußern wagte, wurde als Mitschworener verdächtigt, wer gegen sie das Geringste vorbrachte, wurde in den öffentlichen Sitzungen mit Jubel begrüßt, mit Bravo applaudirt. Es mußten Opfer fallen; das Volk hätte sie sich gesucht, falls die Regierung ihm diejenigen fortgesetzt entzog, auf denen der freilich starke Argwohn lastete. Vor deutschen Richtersprüchen hätte der juridisch gegen sie geführte Beweis schwerlich zu einem Todesurtheile, wenigstens nicht zur Vollstreckung desselben ausgereicht. Aber die Stadt Rhodéz warf Ueberzeugung und Untersuchung, Glauben und Argwohn, politisch religiöse Erbitterung und Beweisführung für den einzelnen Fall mit einer Leidenschaft zusammen, vor der kein Entrinnen war. Alles glaubte, Alles war endlich überzeugt, die Opfer fielen. Aber was an der Thatfache Ausgeburt der erhigten Phantasie, was schlichte Wahrheit und Wirklichkeit, ist unerörtert geblieben.

Lebrun, der den Stock gefunden, stand dem Ermordeten nicht so nahe, um dessen Familiengeheimnisse zu wissen; aber er wußte von Zerwürfissen mit Herrn Bastide, er hatte Lebrun in dem Entschluß, den Wohnort zu verändern, unterflücht. Daß es unsinnig, wenigstens sabelhaft, zur Ermordung eines alten Mannes, den man zuvor einige Wechsel zu schreiben zwang, ein

Complot von Zwölfen anzunehmen, hat erst nach Jahresfrist ein Deutscher, Theodor v. Kobbe, in einer Schrift dargethan. Die französische Justiz dachte nicht daran; wie sollte das dem Freundeseifer einfallen!

„Wir dachten nichts als Rache für den Gemordeten!“ sagte Lebrun, „Rache für die Unbill, die uns von denen widerfuhr, welche in der jetzigen Ordnung der Dinge die Begünstigten waren. Jedes juristische Bedenken galt uns für eine neue Lücke der Feinde der Wahrheit; mit jeder Zögerung von Seiten der Regierung stieg unser Eifer; wir häuften die Anzeichen, die Verdächtigungen; die Beweise lebten von Anfang an in uns, und je mehr man Versuche für die Angeklagten machte, desto ausgedehnter ward der Kreis der Beschuldigungen, um desto länger und verwickelter der Proceß; wir hätten die ganze Provinz mit hinein gezogen, hätte man nicht wiederholt über die Beargwohnten das Schuldig gesprochen. Unser Eifer machte uns zu Riesen, wir hätten die ganze Welt verschlungen, hätte man uns länger, wie wir dachten, das Recht verweigert. Wir ruhten nicht, bis die Opfer vor dem Block standen.“

„Opfer überhaupt?“ fragte ich, „gleichviel ob die rechten?“ „Entsetzlich!“

„Es waren ihrer drei,“ fuhr Lebrun wie ausweichend fort, „ihrer drei, die der Wuth unserer Ueberzeugungen fielen. Als sie oben standen, schöpften wir Athem, verschmaukten gleichsam, und fühlten eine Genugthuung. Noch immer hatt' ich an Machinationen der Jesuiten gedacht. Es giebt einen Gott! flüsterte mir einer unsrer Gefährten zu, Protestant, Napoleonist, wie ich. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, rieb mir die Augen, als wollt' ich klar sehen, und indem ich erschöpft aufathmete, sah ich die drei Unglücklichen das Schaffot besteigen. Jausion stand unbeweglich oben, das Gesicht auf ein Crucifix gedrückt. Als man ihn auf den Block hinwies, zuckte er zusammen, ließ das Kreuz fallen, als bedürfe er nicht mehr der Eröstung, die es ihm gewährt, breitete seine Arme vor der versammelten Menge aus und sprach: Will man auch einem Sterbenden keinen Glauben schenken? — Er war kein Redner, ihm fehlten die Worte; um so sprechender war der Blick, den er wie suchend und nicht findend über das Volk hinirren ließ. Ich sterbe unschuldig, sagte er vertraulich zu den Nächststehenden, zu denen ich selbst gehörte. Der Tag wird kommen, sagte er, wo man meine Söhne nicht mehr beschuldigen wird, Kinder eines Mörders zu sein! — Ich weiß nicht, ich wurde sehr kalt bei der stillen Ruhe, der milden Zuversicht, womit er, ohne wirken zu wollen, dies sagte, sein Haupt beugte und starb.“

„Das Mitleid färbte jetzt Eueren Blick!“ sagte ich zu Lebrun. „Als der Mörder der Strafe des Gesetzes nicht mehr entzogen werden konnte, wachte dies in Euch auf. Das Mitleid des Volkes sieht sogar einen Geweihten im Missethäter, sobald der Spruch des Richters gefallen ist.“

Lebrun faltete die Hände. „Solard, der Zweite, schien alles Bewußtsein verloren zu haben, als er die schwarzen Stufen bestieg. Sein Kopf schwankte und fiel willenlos auf Brust und

Schultern. Wie er oben stand, weinte er und mit dem Strome seiner Thränen mischte sich der Strom seines Blutes.“

„Nun, was konnte das ändern,“ fiel ich ihm in die Rede, „stand nur zuvor Euer Ueberzeugung fest! Es ist Sache der Richter, sich nicht von der Leidenschaft der Kläger hinreißen zu lassen. Die Geschworenen hatten zweimal Schuldig gesprochen; was wollt Ihr aus dem Zufall schließen, wie der Sterbende physische Kraft genug hatte, den Nervenschreck beim Anblick des Todes zu überwinden!“

„Bastide war der Hauptangeklagte, der Hauptthäter,“ fuhr Lebrun fort. „Bei den Verhören hatten seine Ruhe, sein kalter Spott, sein Stolz, ja sein höhnisches Auflachen bei den Depositionen der Zeugen die Wuth der Versammelten auf das Höchste gesteigert. Wenn ich später über die ganze Sache im Stillen nachsann, so zweifelte ich nie, daß Bastide der Mörder. Er stiftete die That an, aber nicht in dem miserablen Zusammenhang, nicht im Complot mit etlichen Menschen, die, nur um loszukommen, gegen ihn zeugten, ohne um seine Schuld zu wissen. Er war nicht der ordinäre Dieb und Raubmörder, wie man ihn bezüchtigte. Er war als seiner Weltmann bekannt. Seine Bildung und sein Verstand sträubte sich mit Verachtung gegen die Zumuthungen, die ihm die Leidenschaft seiner Ankläger machte. Darum sein höhnisches Lachen jedem Zeugen gegenüber, dessen Aussage er für ungültig oder für falsch und erlogen erkannte. Beim Anblick der Guillotine aber — heiliger Gott! — da verließ ihn alle Kraft, alle Haltung. Er hatte vielleicht darauf gepocht, nicht so, nicht in dieser Mithelferschaft das Verbrechen begangen zu haben; er hatte sich auf die Trüglichkeit des Nachweises verlassen. Jetzt nahm ihn der oberste Richter gleichsam bei'm Worte, ohne zu fragen, wie er es sprach und gab. Das Was galt, das Wie wurde beseitigt; alle Feinheit des Calculs zerbrach vor der unlenkamen Grobheit der letzten Entscheidung und der seine, der cultivirte, der raffinirte Mörder wurde von dem Raubmörder, der Anstifter von dem Schlächter nicht mehr unterschieden. Wie Bastide den Fuß auf die schwarzen Stufen setzte, sank er rücklings zusammen. Seine Festigkeit, sein Stolz, die Ueberlegenheit seines Verstandes, alles was den gebildeten Menschen vom rohen unterscheidet, war dahin, brach unhaltbar zusammen. Man schleifte ihn hinauf, seine Glieder waren wie zerbrochen. Oben kam er auf einen Augenblick zu sich. Er lallte kaum hörbar: Was wird meine Familie sagen! — Merkwürdig genug! Der Mensch von feiner, weltmännischer Bildung denkt eher an sein Renomé, an seine fortbauende Geltung in der Welt, als an Gott und das ewige Gericht!“ —

Lebrun schwieg. Ich war erschüttert, daß ihm die Scene aus längst begrabener Vergangenheit so lebendig wurde. Gläubig aber war ich nicht. Bastide bewies in seinen letzten Augenblicken nicht seine Schuld. Auch hier beruht das Urtheil über sein Verhalten auf Voraussetzungen, auf Vorannahmen. Aus einem Moment über einen ganzen Zusammenhang in der menschlichen Seele zu schließen, bleibt trügerisch. Der Moment wird

uns vielmehr aus diesem deutlich. Auch die Unschuld kann beim Anblick des gemeinen Verbrechertodes, vor dem Werkzeuge des Henkers, vor der Unentrinnbarkeit des Unterganges, aller Kraft, alles Glaubens an Gott und ewige Vergeltung beraubt sein. Der Mensch ist in seiner Hülle schwach und gebrechlich. Ich würde nicht einmal im Kerker bei allem Bewußtsein von Schuldlosigkeit für mich gutschagen.

Ich äußerte das gegen Lebrun. „Aber Jausion, Jausion!“ flüsterte er. „Wir hatten ihn die ganze Zeit über während des Processes übersehen und als er oben auf dem Schaffot stand, — lieber Himmel! er war nicht zerknirscht, er war sehr ruhig, wenn auch matt und verzichtend, ohne alle Aussicht auf Ertrag für die geraubte Ehre, für das Leben, das man ihm stahl; aber voll innerer Festigkeit, die keine Stütze bedarf.“

Ich mochte nicht widersprechen; Lebrun schien in der Unerschütterlichkeit dieser Annahme, Jausion sei kein Mörder und kein Mitwisser des Mordes gewesen, eine Beruhigung zu suchen. Es war unerhört, daß diese Ueberzeugung ihm und vielleicht Vielen mit ihm erst in den letzten Augenblicken des Mannes erwuchs.

Das Zimmer hatte sich inzwischen gefüllt. Der Assessor vom Kriminalsenat saß schon längere Zeit mir gegenüber auf seinem Sessel. Er hatte unsere Unterhaltung zum Theil gehört, und sah mich schweigend an, wie Jemand, der mir eine Mittheilung aufbewahrt.

„Nun, der Mensch blieb doch nichtswürdig fest und kalt!“ sagte einer von den Vielen, die von der Hinrichtungsscene tobend und lärmend zurückgekehrt waren.

„Er that wie Einer, der keine Unsterblichkeit, keine Verdammung anerkennt, und ein Recht darauf behauptet, Gott zu läugnen! Es gehört doch eine gewisse Seelenstärke dazu, ganz den Teufel zu machen. So ein Fieschi war auch ein consequenter, ruhiger Satan.“

So ließ sich ein guter Philister vernehmen, der mit seinem runden, rothen Gesicht gar nicht des Teufels, viel eher in seinem Gott vergnügt zu sein den Anschein hatte.

„Nichts als thierische Stumpfheit!“ sagte ein hagerer, kränklich blasser Mann, der eher dem Lobe in's Angesicht geblickt haben mochte. „Wie der Kerl oben stand, sich schon das Halstuch losgeknüpft, den Hemdtragen zurückgeschoben hatte, kam ein Windstoß und nahm ihm die Mütze mit fort. „Halt, meine Kappe!“ rief er, emsig bemüht, sie zu erwischen. Diese Sorge konnte ein Mensch hegen und äußern, der im nächsten Augenblicke mehr als die Mütze, seinen Kopf, sein Leben verlor! Nichts als thierische Stumpfheit!“

„Aber der Kerl sah ganz wohlgenuth und heiter aus!“ sagte der Wohlbeleibte. „Es war — es war fast ein Anstrich von Humor in ihm!“

„Wer heiter ist,“ erwiderte lächelnd der blasse Friedhofscandidat, „wer selber heiter ist, schiebt auch dem Verworfenen

Heiterkeit, wenigstens Seelenruhe unter. Wir machen mit der Welt, was wir wollen; alle Dinge färbt unsere Brille!“ —

Wie ich aufbrach, zog mich der Assessor bei Seite. „Der alte Lebrun hat ein richtiges Gefühl!“ flüsterte er mir in's Ohr. „Jener Jausion ist zweifelsohne unschuldig hingerichtet. Ich habe den Proceß nach französischen Acten an Ort und Stelle studirt. Und die öffentliche Meinung in Südfrankreich erklärte ihn für unschuldig, wenigstens am Morde.“

Ich ging nach Hause und schlug den ersten Band des von Hühig und Häring herausgegebenen „neuen Pittaval“ nach. Dort ist der Proceß über die Ermordung des Fualdes ausführlich erörtert. Auch das Gerücht, das im Volke von Jausions Unschuld umging, ist dort erwähnt. War er frei von Schuld, nun so trog das Gefühl nicht, das Lebrun beim Anblick des Unglücklichen in seinen letzten Momenten überkam. Es trog ihn nicht für dies Mal, aber trügllich bleibt es immer, nach Augenblicken den ewigen Inhalt der Seele wahrnehmen zu wollen.

Feuilleton.

Mendelssohn-Bartholdy hat es abgelehnt, zur Medea von Euripides, die man in Berlin aufführen will, die Musik zu liefern. Er scheint es nicht für passend zu halten, die alte Tragödie mit Musik als Melodrama förmlich bei uns einzubürgern; die Musik zur Antigone schrieb er vielleicht nur zu einem Hoffeste. Jedenfalls können unsere Leser versichert sein, daß er den Antrag abgelehnt hat. Die Regie des königlichen Theaters in Berlin hat mit der Antigone Casse gemacht und möchte nun andere Melodramen als neue Cassenstücke haben. Der Componist Taubert liefert zur Medea die Musik.

Das Göthesche Haus in Weimar verbleibt der Familie des Dichters. Die Sammlungen dagegen werden verkauft. Wäre es nicht schön, wenn der Bundestag seine Absicht zu Ehren Göthe's dahin änderte, Schiller's Haus in Weimar anzukaufen und dort die Götheschen Sammlungen aufzustellen? Die mitlebenden Geschlechter hatten die beiden großen Dichter so oft als Nebenbuhler angesehen. Die Nachwelt, die ihnen in diesem Vereine ein Denkmal seltener Freundschaft stiftete, würde zugleich sich selbst das Zeugniß damit stellen, die beiden großen Geister besser zu verstehen.

Kaiser Friedrich in Prag, Trauerspiel von G. Kühne, wurde zuerst in Hannover, dann auch in Magdeburg, der Vaterstadt des Dichters, aufgeführt. Döring gab die Titeltrolle auch in Magdeburg, als Gast.

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 15. Juli 1843.

Deutsche und französische Sprichwörter.

Die Sprichwörter eines Volkes sind seine „Weisheit auf der Gasse.“ Sie sind kein Erzeugniß der Gelehrtenstube, sind nicht im Gesellschaftsalon entstanden. Kinder des Volkes, erwachsen sie auf dem freien Felde, auf dem Markte, im Gewühle des öffentlichen Lebens. Darum sind sie der unverfälschte Spiegel der Sitte; sie sind gewissenhaft und schmeicheln nicht, sie sind klug, aber klügeln nicht, sie sind herzlich und herzlich, aber packen gleichsam ihre Gefühle nicht in Baumwolle. Ein Zeitalter, das schöpferisch an Sprichwörtern ist, steht noch der Unschuld der Kindheit nahe und hat doch schon die herbe Kraft fester Ueberzeugungen. In der kargen Festigkeit ihrer Ansprüche liegt eine erworbene Ruhe, oft sogar ein Trost, der sich auf Erfahrungen stützt. Aber ihre Schonungslosigkeit ist eine Tugend des Herzens, ihre Schärfe eine durchdringende Klugheit des getreuen Instincts. Sie wandern im grauen Mantel, der gegen Sturm und Regen schützt, über den Markt des Lebens, lehren überall ein, wo es zu trösten, zu rathen, zu warnen giebt, stehen mit dem Manne des Feldes, mit dem Bürger der Städte auf Du und Du, sind in seiner Werkstatt, an seinem Pferde heimisch, sind überall bei der Hand, wo ein Mensch fühlt, weint oder lacht. Selbst an den Thüren der Reichen veräumen sie nicht hart anzuklopfen. Vom Pförtner abgewiesen, klettern sie oft an den Wänden der Paläste in die Höhe, gucken dort dem Bewohner durch's hohe Fenster, oder steigen ihm auf's Dach und fahren unversehens zum Schornstein hinein in sein Kämmerlein. Der reiche Mann, der sich vor der „Weisheit auf der Gasse“ so sicher wähnte, durch Luxus sich so verschanzte hielt gegen die läppische Zubringlichkeit aus der Hefe des Volkes, stößt, wo er's nicht ahnete auf ein Wort aus dem Schagkästlein der untern Stände, und er erschrickt über die unentzliche Macht der schlichten Wahrheit, die, wie die Luft zugänglich, die ganze Welt durchdringt. Man weiß von reichen Herren, denen noch auf dem Sterbebett ein solches Wort einfiel. Hätten sie es früher nicht verschmäht, ihr Leben wäre kein vergebliches gewesen, und nun sie seinen Sinn erkennen, hat die unerbittliche Stunde schon geschlagen. „Ehrlich währt am längsten!“ der schlichte Spruch hat schon manchem die Ster-

bestunde erschwert. „Wo Dein Herz, da Dein Gott!“ Klingt wie Verdamnung, wenn sich das Herz an die Vergänglichkeit der Welt anklammerte und mit ihr nun den eignen Untergang fühlt. „Volkes Stimme, Gottes Stimme!“ Dies Wort ist selbst nur ein Sprichwort, aber es giebt mit diesem naiven Bekenntniß über sich selbst eine Wahrheit, vor der jede Weisheit des Einzelnen verstummen muß.

Die neueste Sammlung deutscher Sprichwörter ist von Wilhelm Körte in Halberstadt; sie erschien vor fünf Jahren in vier Lieferungen. Von J. Benedey, einem deutschen Flüchtlinge in Paris, erschien im Laufe des vorigen Jahres eine interessante Schrift, in welcher der Verfasser die Deutschen und die Franzosen nach dem Sinne ihrer Sprichwörter zu charakterisiren sucht. Diese Schrift mag uns helfen, auf unser Thema einzugehen.

Benedey ist im fremden Lande deutsch geblieben. Aber er schmeichelt seinem Volke nicht, er verkennt aus Vorliebe zu ihm nicht die Eigenthümlichkeit der Franzosen. Ja, er meint, beide Völker seien einander nothwendig; immer sei es ein Weltunglück gewesen, wenn ihre Verschiedenheit in Feindseligkeit ausbrach, statt daß sie ihre Aufgabe, sich in ihren Gegensätzen zu ergänzen, begriffen. Der Franzose für sich in seiner Einseitigkeit vergeude sein Leben, der Deutsche, einseitig für sich, verträume sein Dasein. Das ist Benedey's gutartige Meinung, und mich dünkt, sie gewinnt ihm das Vertrauen der Leser, wenn er die Deutschen und die Franzosen neben einander stellt und sie am Charakter ihrer Sprachen beleuchtet.

Freilich liegt schon in den Grundelementen ihrer Sprachen die Verschiedenheit beider Völker. Gleich die ersten geistigen Bedürfnisse sind bei beiden anders gestaltet. In der Art und Weise, wie der Franzose und der Deutsche seine Hülfswörter gebraucht, ist die Eigenthümlichkeit beider ausgeprägt. Der passive Deutsche sagt: ich bin gewesen, der active Franzose: j'ai été. Dieser sagt faire faire; jener: machen lassen. Die Aeußerung der Naturelemente ist dem Franzosen eine Thätigkeit, dem Deutschen ein Zustand. Jener sagt: il fait chaud; dieser: es ist heiß. Das ist nicht zufällig. Es geht diese Grundverschiedenheit beider Völker durch ihre ganze Sprache. Ueberall kommt der Franzose gern mit seinem handelnden Zeitwort, wo wir unser Leidendes gebrauchen, jener mit seinem

„haben,“ wir mit unserem „sein.“ Geschichte und Sprache belegen diese Bemerkung.

Interessant ist die Betrachtung, die Benedey an den Gebrauche der Wörter „müssen, sollen und wollen“ anknüpft. Im Franzosen, sagt er, sei das Gefühl des Rechts, im Deutschen das Gefühl der Pflicht vorherrschend. Jener hat in der That keine rechten Ausdrücke für „pflichtmäßig, pflichtwidrig, pflichtvergessen;“ er umschreibt diese Begriffe und sagt: conforme au devoir, contraire au devoir, qui oublie son devoir. Was wir unter „Pflicht“ verstehen, ist durchaus mehr etwas Dauerndes, etwas Zwingendes, als was der Franzose sein dévouement nennt. Sollen und Müssen ist ihm eigentlich dasselbe; er sagt für beides devoir oder er macht das Müssen nicht gern persönlich, nimmt es gleichsam als eine Naturnothwendigkeit und sagt il faut. Er sagt nicht: je faux, ich muß, wie der Deutsche, der gern mit seiner ganzen Person bei der Pflicht und bei der Nothwendigkeit in Dienst geht. Auch machen wir einen hartnäckigen Unterschied zwischen Sollen und Müssen. „Kein Mensch muß müssen!“ sagt unser Lessing in seinem Nathan. Aber sollen muß der Deutsche sehr stark. Unter Sollen verstehen wir das moralische Müssen, ein sittliches Gebot. — Auch für unser Können und Dürfen hat der Franzose nur sein pouvoir. Auf den feinen Unterschied zwischen Wollen und Mögen, — dies letztere drückt eine eigenthümliche Behaglichkeit beim freien Entschlusse aus, — läßt er sich mit seinem vouloir nicht ein.

„Behaglichkeit,“ — das Wort, das ich eben brauchte, — gehört zu denen, die der Franzose weder kennt, noch wiedergugeben vermag. Nur der Deutsche, bei dem Haus und Familie Eins ist, so daß man „Hausvater“ für Familienvater zu sagen pflegt, kennt den Begriff „Häuslichkeit.“ Der Franzose gehört mehr der Gesellschaft, der Deutsche mehr der Familie an. Deshalb hat dieser für alle Bezüge hierauf die entsprechenden Ausdrücke. Zu ihnen gehört „Behaglichkeit,“ den die Wurzel des Wortes ist Hag, die Umhegung des Besizes in Haus und Flur. Wollte man dem Franzosen deutlich machen, was wir unter Behaglichkeit verstehen, man müßte ihm gleich wieder ein neues Wort vorsehen, das er nicht kennt. Behaglichkeit ist eine Gemüthlichkeit, die sich zwischen den eigenen vier Pfählen so recht geborgen fühlt. Der Franzose hat nichts Entsprechendes für „Gemüth.“ „Er hat Gemüth,“ heißt bei uns: er hat in seinem Innern einen fruchtbaren Boden für alle schönen und erhabenen, tiefen und zarten Gefühle. Gefühle hat der Franzose. Die Gefühle werden von außen angeregt und gehen in ihrer Aeußerung auch wieder nach außen. Wer übertrieben deutsch sein wollte, könnte behaupten, daß Jemand bei allen Gefühlen, die er hat, doch noch gemüthlos sein könne. Der Franzose lacht, wenn man ihm das sagt; was wir hier meinen, liegt wirklich außer seinem Horizonte. Eben so schwer hält es, ihm deutsche „Sehnsucht“ begreiflich zu machen. Désir ardent ist ein heißes Verlangen nach einem bestimmten Gegenstande. Aber das Verlangen, zu wissen, was hinter den blauen Bergen lebt, die wir noch nicht bestiegen, das geheime Verlangen, mit den Schwäl-

ben, mit den Wolken, mit den Sternen hinaus in die Unendlichkeit der Welt zu wandern, diese Mystik des Verlangens, diese Sehnsucht kennt der Franzose nicht. Er ist überhaupt in seinen Empfindungen wenig Romantiker. Die französische Sprache ist reich an Begriffen des Verstandes; die deutsche an Begriffen der poetischen Empfindung. „Bonne“ übersetzt man mit délice, plaisir, jouissance. Aber Lust, Freude, Genuß reichen bei weitem nicht aus, um zu erschöpfen, was deutsche „Bonne“ ist. Bonne ist die Poesie dieser Empfindungen; so wie „Wehmuth,“ was die Franzosen mit douleur, tristesse, affliction nicht erreichen, die Poesie des Schmerzes ist. Jene Musik der Empfindung, die uns beim Worte „Heimweh“ überkömmt, ist unsern Nachbarn auch fremd. „Heim, daheim, heimreisen, Heimath,“ alles das kennt die Unruhe ihrer Seele nicht; auch was wir „heimgehen“ nennen, hat für sie nicht das Trauliche einer Rückkehr in den Schooß des Lebens, dafür hat der Franzose den Vortheil, das Wort „geheim“ in seinen lichtscheuen Untiefen gar nicht zu ahnen. Das „Heimliche“ hat für ihn keine Schrecken, weil er es nicht kennt. Auch „heimtückisch“ ist ihm fremd. Bei ihm ist Alles offen; wir haben sehr viel Ehrfurcht vor allem Geheimen. Compositionen wie „Geheimrath, Geheimsecretair“ u. a. kennen die Unglücklichen jenseit des Rheines auch nicht. Die sonst so ehrlichen und offenerzigen Deutschen sollten sich doch mit Rätthen begnügen, sollten einen Rath für einen wirklichen Rath halten. Aber nein, sie machen sich geheime und nicht geheime Rätthe und machen auch hier noch den Unterschied von wirklichen geheimen Rätthen und nicht wirklichen geheimen Rätthen. Der Franzose versteht auch hier nicht die Musik der Empfindungen, die den Deutschen dabei überkömmt.

Benedey macht darauf aufmerksam, wie arm an Flüchen die französische Sprache ist. Ein „Stern-Hagel-Kreuz-Donnerwetter!“ ist dem Franzosen etwas Unerhörtes; sein Ventre gris! und Ventre bleu! klingt wie lauter Unschuld daneben. Der Franzose handelt vielleicht schon, wo der Deutsche noch flucht, bedarf also nicht mehr der Worte, welche die That ersetzen sollen. Hardi (von hart, herzhast,) und brave erklärt Benedey uns freilich als deutschen Ursprungs, aber sie sind Kinder früherer Zeitalter. Und auch schon in alten Zeiten war der Deutsche der Mann der Bedächtigkeit, nicht der raschen That. Schon daß wir die That weiblichen Geschlechtes nennen, ist ein Verkennen der Manneskraft. „Ein Wort, ein Mann!“ spricht für unsere Gewissenhaftigkeit; aber einem „Volke von Denkern,“ wie Bulwer uns nannte, wird der Uebergang vom Reden zum Thun sehr schwer.

Les effets sont le mâles,

Les paroles les femelles!

Dies ist das richtige Geschlechtsverhältniß von That und Wort. Wir sagen: „Eile mit Weile! — Was Eine Stunde nicht thut, thun zwei! — Gut Ding will Weile haben! — Erst wieg's, dann wag's. — Was lange währt, wird gut!“ Freilich können wir wohl aus Erfahrung sprechen: „Hoffen und harren, macht manchen zum Narren!“ Der Franzose hat solch Sprich-

wort nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er es nicht nöthig hat. Und daß wir uns jenes Wort zurufen müssen, hebt noch nicht das Gewicht unserer Warnung auf:

„Vorgethan und nachbedacht,
Hat manchen in groß Leid gebracht!“

Wo es dem Deutschen zu lange wird, hat er doch noch einen Trost bei der Hand; er sagt: „Lange ist nicht ewig!“ und verspottet vielleicht gar den Franzosen mit seinem Denk spruche:

„Vorne fir
hinten nir!“

Der Franzose ist in seiner Sprache, wie in seiner geschichtlichen Entwicklung der Mann der Entschiedenheit; sein kräftiger Wahlspruch ist: Rien ou bien! Dabei reizt ihn das Neue. Er sagt: Au commencement tout est beau! Wir dagegen sagen: „Alles Anfang ist schwer! Beide Sprichwörter bezeichnen in ihren Gegensätzen außerordentlich richtig beide Volkseigenthümlichkeiten. Die rasche Thatkraft und die gewissenhafte Gründlichkeit sind Elemente im Völkerverleben, die man nie einseitig entwickelt, sondern stets in lebendigem Austausch begriffen sehen möchte.

Wenn man es sich zum Geschäft macht, die moralischen Eigenschaften beider Völker sich an ihren Sprichwörtern zu erläutern, so muß man sich doch hüten, nicht zu weit darin zu gehen, nicht zu eigensinnig an Zufälligkeiten einen Nachweis finden zu wollen. Benedey verfällt wohl zuweilen aus Eifer in diesen Fehler. Das Sprichwort ist oft historisch entstanden, ver dankt seine Entstehung einem Vorfall, der nicht selten einem Zufalle ähnlich sah. Mit dem Gebrauche im gemeinen Leben wurde das bon-mot allgemeines Eigenthum, hört aber mit diesem in seiner Gültigkeit auf, ist also kein dauernder Beleg für die stetige Eigenthümlichkeit des Volkes. Die Wahrheit mancher Sittensprüche ist also zeitlich bedingt und was nicht mehr im Munde des Volkes lebt, kann nicht mehr ein Zeugniß für dessen moralische Beschaffenheit sein. Das ritterliche Zeitalter z. B. hatte seine ritterliche Denkungsart. Als das Hofleben in Frankreich die Volkssitte verdrängte, mußte sich danach das bon-mot der Gesellschaftswelt richten. Und manche deutschen Denk sprüche verrathen in ihrer Rohheit die Entstehung in einer Zeit, wo Pfaffen und Junker die Zielscheiben eines Spottes waren, in welchem sich das unterdrückte Bürgerthum Luft machte. Als dasselbe mächtig wurde, bedurfte es der groben Schimpfwörter nicht mehr, die Thatfachen erlebigen das Sprichwort und dies verlor seine Geltung. Ich will nur damit sagen, daß Sprichwörter ihre Epochen haben, so gut wie Moden und Sitten, nicht also ein für alle Mal für eine Volkseigenthümlichkeit Bürgschaft leisten.

Mit weit mehr Glück darf man im Bau und Gebrauch der Sprache selber den Charakter der Nation suchen. Was im gemeinen Leben gäng und gäbe bleibt, ist auch noch gültig. Der Gebrauch der gewöhnlichen Wörter und Wendungen, wie er Tag für Tag sich weiterpflanzt, ist hier wichtiger. Der Franzose hat z. B. bis auf den heutigen Tag kein Wort für „Bote“

gehabt. „Völlerei“ und „Schlemmerei“ giebt er viel feiner mit gourmandise und gastronomie. An Wörtern des Vergnügens ist er sonst keinesweges arm; plaisir, joie, délectation, délice und délicies (mit Verschiedenheit in der Einzahl und Mehrzahl) agrément, divertissement, amusement, jouissance, jouissance, récréation — sind eine Fülle von Ausdrücken, gegen welche unsere Sprache zu allen Zeiten arm blieb, und von der sie oft genug entlehnte, um die eigne Dürftigkeit zu decken. Eben so reich ist die französische Sprache an Ausdrücken für Scherz und Spott; ruse, fourberie, friponnerie, moquerie, raillerie, persiflage, ironie, sarcasme — geben eine Menge von Schattirungen, die uns fehlen.

Man spricht soviel von der Armuth der französischen Sprache. Man hat sachlich ganz recht; allein man vergißt, daß dem französischen esprit aus dieser Armuth ein Reichthum erwächst, indem sie ihn zwingt, im Gebrauche des Wenigen, was er hat, fein und erfinderisch zu sein. Aus der Armuth der Wörter und dem Reichthume der geistigen Beziehungen entstand der Witz der Franzosen mit den tausend Doppelsinnigkeiten, an denen der Geist sich schärft und ergötzt.

Interessant ist es, zu beobachten, wie verschieden sich der Franzose und der Deutsche in seinen Empfindungen und Ausdrücken zur Natur stellt. Jener hat wenig Naturförmigkeit; die Naturromantik ist ihm ganz fremd. Er hat nicht einmal ein Wort für „Abendröthe.“ Man lese ganze Abschnitte in unserem Jean Paul, wo er sich über „Abendröthe“ ergießt, und man fühlt, wie der Franzose für eine ganze Tonlage unseres Empfindens gar keine Empfänglichkeit hat. Seine Sprache behilft sich sehr karg, wo es die Erscheinungen in der Natur gilt. Er hat temps für „Zeit“ und „Wetter“, éclair für „Licht“ und „Wetterleuchten“, fleur für „Blüte“ und „Blume.“ Und welche Gefühlschwelgerei erfaßte den Deutschen, als er den Blumen Namen gab und ihnen zurief: „Vergißmeinnicht“, „Je länger je lieber!“ In die ganze Natur trägt er sein Empfinden hinüber und läßt sie Theil haben an seinem Herzen. Die „Passionsblume“ ist für ihn ein feierliches Symbol. „Waldblöckchen, Wiesenglöckchen, Waldmeister, Tausendschön, Rittersporn“ — hätte unsere Sprache diese Wörter nicht schon gehabt, Tieck und Jean Paul würden sie in ihren Dichtungen erfunden haben, wie jener das Wort „Walbeinsamkeit“ erfand. Es sind die Schwärmerieen der Jünglingsperiode, in welcher das Gefühl unsere Sprache bereicherte. Der Franzose hat diese Epoche so wenig, daß er nicht einmal ein Wort für „Jüngling“ hat. Jeune homme ist nur ein Mann im verkleinerten Maßstabe.

Und wie reich ist unsere Sprache als Echo der Naturtöne! Der Wind säuselt, die Lüfte wehen, der Sturm braust und saust, die Quelle rieselt, der Strom rauscht u. s. w. Auf alle diese Unterschiede achtet das Gemüth. Dagegen achtet der Verstand der Franzosen auf praktische Verschiedenheiten. In der Bezeichnung der Fruchtgattungen ist die französische Sprache weit reicher, weit bestimmter. Für die süße Kirsche z. B. hat sie ein eignes Wort: guigno, für die saure: cerise.

Für Rübe (navet) hat sie neue Benennungen jeder Classe; betterave für rothe Rübe, carotte für gelbe u. s. w. Also für den Nutzen hat der Franzose mehr Sinn, wir mehr für Schönheit. Der Franzose beschäftigt sich lieber mit den Früchten, während wir über den Blüten schwelgen.

Feuilleton.

Walter von Göthe. Sind nicht die Deutschen ein eigenthümliches, höchst schwieriges Volk! Da feiern sie hier und dort noch immer gewissenhaft und regelmäßig des alten Göthe Geburtstag, und sinnend darüber nach, wie sie die Feier würdig begehen wollen, ob mit Mittags- oder Abendtafel, und dichten Prologe und Epiloge für die Bühne, von der sie seine classischen Gestalten verbannt haben. Thalia und Melpomene, von Längzerinnen darge stellt, stehen dabei auf Einem Beine und neigen sich vor der bekränzten Büste des olympischen Alten. Jetzt geht man wieder in Frankfurt daran, ein solches Göthe-Fest zu feiern. Daß einer der beiden Enkel des Dichters mit seinem musikalischen Talent den 28. August ausstatten könnte, daß es angemessen wäre, eine große Oper von ihm, die dritte bereits, die er schrieb, seinen „Enzio,“ an solchem Tage in Scene zu setzen, daran denkt Niemand in dem guten gründlichen Deutschland. Ehret die Todten, indem Ihr den Lebenden das Leben möglich macht! Eine Oper des Enkels Göthe am Geburtstage des alten Dichters wäre doch in der That die würdigste Feier. Das heutige Geschlecht könnte den Manen Göthe's damit den Beweis liefern, daß es ihm mit dem Eifer für die Kunst Ernst ist und nicht erst auf den Tod wartet, um das Talent leben zu lassen.

Ueber Scribe lesen wir in Nr. 24 der „Grenzboten“ einen vortrefflichen Artikel von der Feder eines scharfen, aber durchaus vorurtheilslosen Beobachters, der alle Epochen seines Autors kennt und uns ein getreues Gesamtbild von ihm liefert. In den zwanziger Jahren findet der Verfasser des Aufsatzes die Blüthe Scribe's. In dieser Zeit war Scribe der unumschränkte Herrscher des Theaters Gymnase und des Publicums von Paris. Er schrieb damals leichtfertig, üppig, anstößig, aber immer grazios, lachend, fröhlich spottend, immer wußte er mit dem glücklichsten Tacte den Sieg des Zufalls über den Ernst des Lebens, den Sieg kleiner Mittel über große Zwecke zu feiern. Das ist ohne Zweifel die Aufgabe des Lustspiel dichters. Den Sieg über alle Parteien feiert bei Scribe das Geld; und diese Triumphe der Geldmacht in unseren Tagen schilderte er mit lautem Lachen, mit Spott, aber doch so, daß er dem Sieger Recht giebt. Scribe ist in den Stücken seiner damaligen Periode leichtsinnig, schlüpfrig, aber noch nicht

so verderblich wie in seinen letzten. Die Julirevolution brachte einen andern Gehalt in die Gesellschaft Frankreichs. Scribe wurde einige Jahre hindurch verdrängt. Dann drang er wieder durch. Die Stücke seiner letzten Periode persifliren die politischen Bestrebungen. Scribe macht alle Parteien lächerlich, indem er ihnen gemeine Motive unterschiebt. Royalisten und Demokraten, der Gelbadel und der Geburtsadel, Alles trägt in den Schilderungen des lächelnden Satyrs hinter seinem Glaubensbekenntnisse, das nur zum Aushängeschild dient, den Egoismus der Gemeinsucht verborgen. Dadurch wirkt Scribe unendlich mehr unsittlich als durch die schlüpfrigen Scenen seiner frühern frivolen Richtung. Es wird Niemand so thöricht sein, Scribe's bedeutendes Talent zu läugnen. Er ist das Genie seiner Epoche, aber die Epoche ist nicht bedeutend. Er ist das Genie der Blasfirtheit, und die schlaffe Gleichgültigkeit, die keinen Glauben hat an den sittlichen Ernst der Lebensrichtungen, ist die Seele seiner glänzenden Komödien.

Die italienische Sängergesellschaft, welche längere Zeit im Königsstädter Theater in Berlin spielte, giebt seit einigen Wochen in Leipzig mit großem Beifall Vorstellungen. Neben der gefeierten Assandri zeichnet sich namentlich ein noch sehr junger Mann, Italo Gardoni aus, dem die Natur eine Tenor-Stimme gegeben hat, wie man sie selten hört. Man wünscht vielfach, der jugendliche Sänger mit der wunderbar schönen Stimme möchte für Leipzig erhalten werden. Leider steht aber Gardoni in einem Verhältnisse zu einem Manne, das es ihm unmöglich macht, über sich selbst zu verfügen. Dieses Verhältniß, das in Italien häufig vorkommt, hat für unser Gefühl etwas Unwürdiges, indem es an Sklaverei erinnert. Der Sänger kann nur von seinem Impressario an die und jene Bühne abgegeben werden. So ist Gardoni auf zwei Jahre an dem Theater della Scala in Mailand, dann wieder wo anders hin engagirt. Er erhält eine gewisse Summe, während der Mann, der über ihn verfügt, die Gage bezieht und dabei wahrscheinlich bedeutend gewinnt. Es giebt in Italien Personen, die ein Geschäft daraus machen, Kinder mit schönen Stimmen auf Speculation für den Gesang auszubilden zu lassen, um später durch Vermietten und Verkaufen dieser jungen Leute Geld zu verdienen. In Paris lösete kürzlich das Gericht das ähnliche Verhältniß eines Sängers, weil ein Unmündiger sich nicht auf solche Weise binden könne.

In Dresden starb am 25. Juli der sonst viel gefeierte, jetzt fast vergessene Dichter Friedrich Kind, als eben in dem Theater die 112. Vorstellung seines Freischütz stattfand. Begraben wurde er am Tage des Redactionswechsels der Abendzeitung, die er 1817 mit Hell gegründet hatte. Er war am 4. März 1768 in Leipzig geboren.

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. August 1843.

Zwei neue deutsche Romane.

Von Ernst Willkomm lasen wir einen neuen Roman, der in drei Bänden unter dem Titel: Eisen, Gold und Geist erschien. — Willkomm hat die Eigenthümlichkeit, daß er aus den Stimmungen des Tages, aus dem Raisonement des Zeitgeistes Romane macht. Er erfindet irgend einen gemüthlichen Faden, an dem er die Zeitfragen aufreißt; die Figuren sind dann oft nur dazu da, um in ihren Reflexionen gewissen Betrachtungen Raum zu geben. Es wird in unserer, auf allen Punkten geistig aufgeregten Zeit kaum ein Thema geben, das Willkomm uns nicht schon, in seiner Weise reproducirt, vorgeführt hätte. Es will uns immer bedünken, als hätten wir, was seine Romanfiguren aussprechen, erst ganz kürzlich in einer Kammerdebatte, oder im politischen, philosophisch-theologischen Discurse unserer Broschüren und Zeitschriften gehört und gelesen. So rasch setzen wir heutzutage unsere Ideen gleichsam in Scheidemünze um, daß unsere Erzähler mit dem, was uns noch kürzlich als drohender Lebensernst vorschwebte, uns auch schnell genug zu unterhalten und zu amüsiren wissen. Alle diese Gestalten in Willkomm's Romanen sind voll von den Interessen unseres nächsten Lebens, enthusiastische Verehrer dieser neuen oder jener alten Ansicht und Richtung, ja, mitunter sind sie wie besessen vom Zeitgeiste und verfechten die Ideen, die uns erfüllen, als wären es tollhändlerische Capricen. Solche Humoristen wider Willen lieferten besonders seine „Europamäden.“ Der Zeitgeist war hier ganz außer sich.

Im neuen Romane sind die Elemente geordneter, weniger in Gährung begriffen. Daß Willkomm so unermüdet die drängendsten Empfindungen seines Zeitalters frischweg von der Tagesstafel nimmt und in seine Erzählungen verwebt, bringt sicherlich manche wohlthuende Anregung in die Gesellschaft, und der neue Roman bezeugt wieder, mit welcher Wärme des besten Gefühls der Verfasser die Bestrebungen der deutschen Gegenwart in seiner Weise zu erledigen bemüht ist. Eisen — Gold — Geist: diese drei Elemente, freilich nicht immer freundlich gesellt, bilden unser Leben, bauen unsre Welt. Willkomm schildert vielmehr den hartnäckigen, oft bis zum Wahnsinn launenhaften Kampf dieser drei Mächte mit einander. So schildert

er ihn, und läßt diese Anschauung von seinem Zeitalter durch seine Personen im Roman lebhaft durchfechten. Das Thema ist eben so geistig wie interessant gefaßt. Bei alle dem hatten die stofflichen Theile des Buches auch hier den Reflexionen noch nicht das nöthige Gleichgewicht. Willkomm ist Poet genug, um reicher zu erfinden. Was Roman im Romane ist, steht noch zu sehr gegen das Raisonement der Leute zurück. Von seinen Figuren scheint fast jede die Aufgabe zu haben, sich über Materialismus und Freiheit, Geldmacht und Geist, so recht einmal das Herz auszuschütten. Es ist als dächte jeder von diesen guten Menschen, so leicht würde er nicht wieder d'ran kommen und so erleichtert er sich tüchtig, mancher mit schönem Enthusiasmus, andere bloß mit Reproduction der Tagesphrasen.

Stoff, Intrigue und Romaneben sind, wie gesagt, bei der großen Ausführlichkeit der Darstellung so dünn und einfach, daß es nicht nöthig ist, bei dem, was im Buche Erfindung ist, weiter stehen zu bleiben. Mit großer Vorliebe dagegen machen wir auf einzelne Partien in den Schilderungen aufmerksam, bei denen gewiß Jedermann mit Vergnügen und mit der Uebersetzung verweilt, der Verfasser wisse geschickt und wohlthuend mit poetischen Farben zu malen. Es sind dies die Scenen in der Schenke, wo die Philister über Dampf und Eisenbahnen ergötzlich debattiren. In einigen Gesellschaftsscenen wird gleichsam zum Seitenstück dazu von überbildeten und phrasenhaften Leuten der Gegensatz zwischen Geburt und Talent, Gold und Geist abgehandelt. Im Wirthshause steigert sich unter den Bestrunkenen der Gallimathias dieser Art bis zum sprudelnden Humor. In solchen komischen Genrebildern ist Willkomm immer glücklich. Außerdem sind im neuen Romane die Scenen sehr gelungen, wo uns die Verschwörung der Fabrikarbeiter gegen ihren Herrn in lebhafter Darstellung entwickelt wird. Hierbei kommt von dem dreifachen Titel des Buches der erste Theil zu seinem Rechte. Die Härte des Mannes hat die Arbeiter gegen ihn empört. Nur die Furcht hielt sie in Fesseln, obwohl die Noth schon längst zum Himmel aufschrie. Plötzlich kommt das Gerücht zu ihnen, ihr Tyrann sei nach den Gesetzen des Landes als Verbrecher bezeichnet. Der große Reichtum des Mannes ergiebt sich als widerrechtlich erworben. Mit dieser Kunde zerreißen die Bande, die bisher gehalten. In einer kalten Winternacht rothen sie sich zusammen und suchen den Misse-

thäter, der in der Absicht, seine Schätze sammenzuraffen, sich vor ihnen in die innersten Gemächer verkrochen hat. Die Empörung wächst, die tobenden Arbeiter beginnen die Spinnmaschinen zu zerstören. Da steigt wie ein Wetterstrahl Gottes die Feuersäule aus den zerstörten Öfen und Hohöfen, und während die Empörer plötzlich innehalten in ihrem Thun, wandelt oben zwischen Dampf und Feuer, ein Bild der Verzweiflung, der bleiche Schatten des Fabrikherrn umher, bis ihn die Gewalt der sprühenden Feuerräder erfasst. Diese Scenen gehören zu Willkomm's gelungensten Darstellungen; sie sind voller Leben und Schwung. In der Fabrikthätigkeit steigern sich die Elemente unserer heutigen Zustände. Der Trieb der Speculation findet hier für die Gewinnlust Nahrung, der Geist der Erfindung und Entdeckung treibt hier den Denkenden zu neuen Entwürfen, die Uebersättigung sieht in Unternehmungen dieser Art einer trostreichen Zukunft entgegen, der Reichthum ergreift diesen Drang des Jahrhunderts, seine todten Schätze in lebendige Kräfte umzusetzen, die Armuth scharrt sich hier zusammen und geht in den furchtbaren Dienst, der sie zum willenlosen Werkzeug macht. Im Elemente des Eisens also sieht man die beiden anderen Kräfte, Geld und Geist, in raschem Umsatz, in mächtiger Wechselwirkung. Lebenweckend, lebensfördernd, lebenslöbend, greifen hier die Richtungen des Zeitgeistes ineinander. — Ist dies Thema für uns Menschen von heute an sich schon wichtig, so freuen wir uns doppelt, daß Willkomm nicht blos die Reflexionen darüber, sondern den lebendigen poetischen Ausdruck dafür gefunden hat. Er führt uns diese Zustände zu Ende des dritten Bandes in bewegten Erlebnissen vor. — Vor nicht gar langer Zeit hätte man es in Deutschland noch für unmöglich gehalten, sich für die industrielle Richtung des Jahrhunderts zu begeistern, für unpoetisch, sich damit im Romane zu befassen. Die Literatur beweist es durch die That, daß sich diese Seite des Zeitalters auch ihre romantische Seite abgewinnen läßt. Poetisch ist alles, wo sich Menschenleben entwickelt.

Soll ich noch auf einzelne Figuren im Willkomm'schen Romane hindeuten, so dürfte der Gutsbesitzer Knickeberg, ein humoristischer Murrkopf, der durch die bloße derbe Grobheit seiner Natur wichtig wird, den Vorzug verdienen. Versetzt dürfte wohl die Gestalt der Gräfin Aurora sein, in deren unerschöpflicher Ausmalung sich der Verfasser außerordentlich zu gefallen scheint. So geben sich geistreiche Aristokratinnen wohl nicht mit Schöngestirnen ab, wie es Willkomm glaublich findet! In dem Helden der Geschichte, dem Vertreter des Geistes im Romane, giebt der Verfasser gleichsam die Memoiren eines deutschen Belletristen von heute. Dieser Vertreter ist aber leider mehr ein eleganter Pedant als ein Genie. Die selbstgefälligen Triumphe, die Willkomm seinen Helden bei der Gräfin erleben läßt, sind viel zu wohlfeil. Vor solcher Wohlfeilheit in der Annahme, wie sich Menschen zu einander stellen, hat sich der naive Verfasser zu hüten. Nicht minder vor einer gesprächigen Breite, die viele Stellen seines Buches ungenießlich macht. Man klagt bei englischen Romanen über Breite. Sie sind stoff-

lich breit. Wenn aber der deutsche Roman, der im Gedankeninhalte seiner Zeit eine höhere Basis finden will, sich ebenfalls so gemächlich dehnt und uns geradezu angähnt, so wird seine Breite eine geistlose. Und wer sich so viel mit dem Zeitgeiste befaßt wie Willkomm, sollte wissen, daß dieser Geist seiner Zeit vor allen Dingen — keine Zeit hat!

Unlängst las ich eine Novelle von Robert Bürkner, die ebenfalls einen deutschen Schöngestir zum Helden hat, aber nicht einen erfundenen, nicht den Vertreter einer Periode oder Geschmacks- und Geistesrichtung, wie Willkomm's Romanheld ein solcher ist, sondern einen Poeten aus der Geschichte unserer Literatur. Es ist der schlesische Poet Christian Günther, der zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte und nach einem kurzen, stottern Studentenleben in Saus und Braus, noch in den Zwanzigern seines Alters, ein Opfer seiner Leidenschaften wurde. Hoffmann von Fallersleben schrieb eine Skizze über diesen lyrischen Poeten. Eine wilde Rose an der Landstraße, im eignen Dornengeflechte erstickt: solchen Eindruck macht Christian Günther dem Freunde der Dichtkunst. Ein verlorenes Genie! sagt der Menschenfreund, der die ziellose Vergeudung edler Kräfte beim Anblick einer Selbstzerstörung beklagt.

Robert Bürkner nennt seine Darstellung bescheidenlich Scenen aus einem Dichterleben. — Wir Deutschen sind sehr reich an solchen Schilderungen aus dem Leben der Genies. Es gab selbst auf unseren Brettern, „die die Welt bedeuten,“ eine Epoche, wo lauter Künstler und Dichter mit ihrem Gemisch von Träumereien und Grillen uns rührten. Es waren Nachkommen des Götheschen Tasso. Dehlenschlägers Correggio lieferte das Neueste, wie ein Mensch, der sich eigentlich nur mit Göttern gemein machen möchte, von den Philistern zu Tode gequält wird, ja höhnischer Weise, nachdem er lange Zeit hungern mußte, an einem Saß Geld, das man ihm in Kupferdreieren auszahlt, vor unseren eignen Augen sich zu Schanden schleppt. Es war dies, sag' ich, das Neueste, wie wir uns damals durch die Leiden der Genies zu Thränen rühren ließen. In der Romanlectüre ließen wir uns nur ungern die Räuberhauptleute von den Genies verdrängen. Ein edler Schurke war deutschen Lesern außerordentlich viel werth. Hier gab es ein geheimnißvolles Dunkel zu lichten, wie der Mensch so weit gekommen; hier konnte man schwärmen, entdeckte man die Zukunften eines ursprünglich guten Herzen; das grause Schicksal, das ihn erbarmungslos so werden ließ, konnte man anklagen, und schließlich, da der Kerl denn doch gar zu sehr verwilderte, die Fingerzeige Gottes bewundern, alles als geheime Fügung still dankbar hinnehmen. Später, wie gesagt, ergöheten die Deutschen sich mehr an den Freuden und Leiden armer Poeten, vorwortener Künstler. Freilich waren auch schon gleichzeitig mit der Blüthe der deutschen Räuberromane eine Art Bücher im

Gänge, welche „Leben und Meinungen“ wandernder Pädagogen, flüchtiger Candidaten, abgesetzter Geheimsecretäre, betitelt waren. Diese Helden waren ebenfalls meist verdorbene Genies. Auch in ihnen steckte ein Gemisch von Geisteschwung und menschlicher Schwäche, und an solcher Süßsäuerelichkeit weidet sich der Deutsche so gern. Mitleid ist eine Hauptader im Interesse unserer Lesewelt, und nächstdem der Reiz an geheimnißvollem Seelenleben. Ich halte das meinen Lesern nicht vor, um es zu rügen, vielmehr nur, um es erklärlich zu machen, daß unsere Poeten so viel Misere aus dem Kreise ihres eignen Daseins ausmalen. Der Deutsche, der immer ein inneres Leben und ein äußeres trennt und beide selten in Harmonie bringt, selten in Harmonie sieht, guckt gar zu gern, wie er sich ausdrückt, in die stille Werkstatt solcher Menschen. — Uebrigens hob schon in früherer Zeit Wilhelm Meister diese Interessen in ein höheres Gebiet. Und Tieck gab mit seinen Darstellungen Shakespeares und Camöns im Romane zwei Dichterleben, die unsern Hang zur Romantik der Genies vor aller Welt als einen edlen Zug und als einen eigenthümlichen Tiefsinn der deutschen Natur hinstellen.

„Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne bald, dem Kaiser sich vergleicht,
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstern Nächten schleicht.“

Das könnte das Motto sein für alle Lebensgeschichten der Poeten. Tieck hat seine beiden Helden, den Dichter Englands und den Dichter Portugals, absichtlich mit ihren Schicksalen begünstigen wollen, das Schrofne ihrer Naturen erweicht, das Herbe ihrer Erfahrungen gemildert. Vielleicht hat seine eigne Natur es nicht gut ertragen, die Disharmonie des Talentes mit der Welt, so hart wie sie ist, zu schildern; die elegische Stimmung herrscht in beiden Gemälden vor und dämpft die Farben ab. Und so ist denn auch namentlich in der Zeichnung jenes William Shakespeares die Schattenseite seines Lebens und die Nachtseite seiner inneren Natur viel zu sehr abgeschwächt. Er war nicht so die harmlose Kinderseele, der die Götter ihre Gaben freiwillig bieten. Die Majestät, die auf seiner Stirn thronte, schwebte nicht wie ein lächelnder Engel des Friedens um sein Haupt. Er war gerade so wild wie seine Geburten, er war gerade so verzweifelt wie die kocken Spötter in seinen Stücken, die die Richtigkeit der Weltordnung läugnen. Den bösen Elementen hat er abgerungen was er war; er hat, wie er von einem seiner Helden im Drama sagt, „mit dem Grauen zu Nacht gespeist.“ Man soll nicht schön thun mit den Dämonen, welche die Menschenseele beschleichen; aber man soll sie auch nicht läugnen wollen. Was wir große Menschen nennen, sind keine Wesen einer höheren Gattung; sie sind nur mehr Menschen wie wir, eine stärkere Potenz von uns, Licht und Schatten ist in ihrer Natur feuriger gemischt. Daraus eben erwächst ihr Zwiespalt mit der geordneten Menschenwelt. Diese Helden des Geistes streben einer Sonne zu, diese Sonne heiße Wahrheit oder Schönheit, aber sie vergreifen sich in den Mitteln

zum Fluge; sie buhlen um die Gunst der Elementarkräfte, oder wollen sich ihrer gewaltsam bemächtigen und erliegen im Kampfe mit diesen dunklen Massen.

Christian Günther muß nicht viel Lebensstoff in sich gehabt haben; er erlag schon sehr früh seinem Schicksal. Schicksal aber ist beim Poeten der Drang seiner Leidenschaften und der Fluch seines Zwiespalts mit der Welt. Christian Günther führte in Wittenberg, Leipzig und Jena ein wildes Studentenleben, an dessen Feuer sich seine Lebensgeister entzündeten, aus dessen Tumult aber sein Naturell sich nicht wieder herausrettete. Robert Bürkner hat in seinem Buche die lustige Wirthschaft des wüsten Studententröbels der deutschen Jugend von damals mit viel Lebendigkeit geschildert. Sonst ist ihm aber nichts gelungen in der Darstellung seines Helden. Er hat sich sogar die pikanteste Scene aus Günther's Leben entgehen lassen. Günther hatte am Magister Menke einen Gönner, der ihn aus Noth und Schmutz erretten wollte. Sein Genie sollte plötzlich, wie Menke beabsichtigte, in ein glänzendes Leben geschleudert werden, Günther sollte bei Hofe figuriren, sollte Hofpoet in Dresden werden; vor der Herrlichkeit der Welt, so meinte Magister Menke, würde die Bestie in ihm gleichsam „zu Kreuze kriechen.“ Poeten am Hofe sind seit den Schicksalen Tasso's immer Figuren, die unser Interesse lebhaft ansprechen. Einige wurden wild und toll, Andere wurden im Gegentheil sehr zahm. Unser Christian Günther wurde keines von beiden, weder wahnsinnig, noch eine Beibentenseele. Er war bei der Audienz, die ihm der Königs-Kurfürst Friedrich August gab, so betrunken, daß nicht bloß seine Stellung bei Hofe, sondern seine Stellung auf seinen zwei Füßen sehr unsicher wurde. Man denke! Ein deutscher Poet betrunken vor einem deutschen Fürsten, der ihn seiner Gnade versichern will! Dies Schicksal des Genies bei Hofe war wohl noch nicht da gewesen in der großen und langen Leidensgeschichte der Poeten unter dem Monde! Mich dünkt, wer uns Bilder aus dem Dichterleben Christian Günther's vorführt, sollte uns diese tragikomische Scene nicht vorenthalten! Der Novellist kann kaum einen interessanteren Stoff für seine Darstellung finden. Statt dessen malt uns Robert Bürkner lang und breit Günther's Verhältniß zu einer vornehmen Dame aus, die sich vergeblich bemühte, ihn zu cultiviren. Diese Frau von Bresler mag eben so geschichtlich sein als Friedrich August und der Dresdner Hof. Und wer wollte den Einfluß der Frauen auf Poeten läugnen, auch jener Frauen, die, fertig und reif, mit aller geistigen Ueberlegenheit und mit dem Reize der feinen Lebensformen sich der stürmisch und hastig herumgreifenden Gemüther bemächtigen! Auffällig bleibt nur, daß Bürkner die größere Lebensscene darüber vergißt. Und da haben wir gleich zwei Poeten von heute, Willkomm und Bürkner, die ihre Dichterhelden in ein solches Verhältniß bringen. Willkomm's Held ist ein sanfter Elegant, den der Autor sogar mit der Hand der vornehmen Dame belohnt. Bürkner's Günther ist ein wüster Gesell, der im Rausche sich Tölpelereien erlaubt. Jener erregt Lächeln, dieser empört durch seine Rohheit. In

beiden Fällen macht das belletristische Genie eine bebauernswerthe Position, und der gemeine Mann mit seinem gesunden Bewußtsein steht weiter über ihm.

Feuilleton.

Onkel Zebra. So heißt ein Buch von E. M. Dettinger, mit dem Zusatze auf dem Titel „Memoiren eines Epicuraers.“ — Anakreon — sagt der Verfasser im Vorworte, er sticte an einer Weinbeere, Laïs an einem Olivenkerne, Tarquinius an einer Fischgräte und mein Oheim an einem Schweinsknöchelchen. Inzwischen ist dieser Onkel Zebra nicht, wie man nach seiner Todesart vermuthen sollte, in Leipzig, sondern in Nordamerika gestorben. Er hinterließ seinem Neffen statt Vermögen seinen literarischen Nachlaß, aber mit dem Beding, das Honorar dafür an die Rumfordsuppen-Anstalt in Massachusetts zu senden. Der Verfasser stellt die Quittung aus und übergibt die Memoiren dem Publicum. Sie sind ein förmliches Magazin von Anekdoten aus allen Fächern der Gastronomie und der culinaren Wissenschaften. Die ganze Weltgeschichte ist hier für den Gaumen des Feinschmeckers ausgebeutet und der Bratspieß ist für ihn gleichsam die Weltare aller Interessen. Man kann das Buch auch als Anekdotensammlung empfehlen. Die 7 Bände, in denen es fast abschreckend angekündigt wurde, reduciren sich auf 750 Seiten.

— Die Berliner wundern sich, daß Meyerbeer, ihr Generalmusikdirector, seinen „Propheten“ ihnen entzieht und erst in Paris will spielen lassen. Sollten sie nicht wissen, daß kein Prophet im Vaterlande was gilt?

Aus dem Böhmerwalde. Wir haben vor einigen Wochen über deutsche Dorfnovellen berichtet und hätten in die Reihe der dort besprochenen Bücher auch die treffliche Schrift von Joseph Rant: „Aus dem Böhmerwalde“ aufnehmen sollen. Freilich gehört dieses Buch nicht bloß in die Literatur der Unterhaltung; es schildert sehr gründlich; der Verfasser befriedigt mit seinen Forschungen und Studien über Land und Volk seiner Heimath auch wissenschaftliche Ansprüche. — Seine Darstellungen betreffen einen engen Schauplatz des großen Böhmens, ein Stück Land voll deutscher Bevölkerung, das gegen Osten an Gzechische Anwohner, westlich an den Böhmer Hochwald stößt, nördlich bis gegen Taus reicht, südlich mit dem Gebiete der sogenannten königlichen Freibauern endet.

Diese seine specielle Heimath beschreibt uns Rant. Sitte

und Charakter ist in den verschiedenen Landestheilen Böhmens so sehr verschieden, daß die Grenze von einer Herrschaft zur andern fast für eine Scheidewand anzusehen ist. Der Verfasser spricht auch von den Gzechen; aber den Deutschen ist seine Betrachtung vorzugsweise zugewendet. Fast erschwert uns seine ausführliche Gründlichkeit die schnelle Kenntnißnahme seines Stammes. Indem er uns den Dialekt desselben erläutert, schreibt er die Worte und Vieder, die er mittheilt, ganz streng nach dem Laute. Statt Lang schreibt er „Lôz“, statt Hochzeit: „Hauzat“, statt Fasching: „Foschen;“ und zwar noch mit gewissenhafter Beifügung einer Menge von Strichen, Häkchen und Kreuzen, die noch bestimmter die Aussprache dieser Wörter im Munde des Volks feststellen. Mich dünkt, für den Kenner des Dialektes war dies nicht nöthig; für den, welchem das Wort durch den Klang nicht deutlich wurde, ist dies Studium mit dem Auge doch zu peinlich. Die Schreibart durfte, wie mir scheint, nur andeuten, um durch den Anblick das Ohr zu unterstützen. — Mit ächt deutscher Gründlichkeit wird uns im Weiteren Volk und Land auf dieser kleinen Strecke charakterisirt; wir werden ganz heimisch dort und fühlen uns so sicher und traut in den Eigenheiten dieses Stückes Erde gefangen, als säßen wir zwischen Schweizer Bergen im abgegrenzten Canton. Der Verfasser erläutert uns die Sitten seiner Landsleute. Zu denselben gehört unter anderem die Wunderlichkeit, daß das Brautpaar gleich nach der Trauung und Hochzeit, nachdem es also schon als Ehepaar anzusehen ist, erst noch auf mehrere Wochen von einander getrennt gehalten wird, jedes in seiner Eltern Behausung, bis das Fest des Brautsteuer-Transportes (der Kammerwagen) gefeiert ist. Inzwischen fertigt man erst den Hausstand des jungen Paares an, das gewiß wie Tantalus schmachtet bis der Kammerwagen erscheint und von der Pein der Trennung erlöst. — Mit den gespensterhaften Sagen, Märchen und Volksnovellen bereichert Joseph Rant auf dankenswerthe Weise den Nationalschatz der deutschen Literatur. — Der Verfasser lebt jetzt, wie wir hören, in Wien und ist mit einem Romane beschäftigt. Vielleicht führt uns derselbe im Schmuck und mit den Reizen der Dichtung abermals heimische Stoffe aus der Wirklichkeit vor. — Wo von solchen Schöpfungen die Rede ist, darf nicht oft genug an Immermann's Münchhausen erinnert werden. Wir haben da die Landschaft Westphalen mit allen ihren Merkwürdigkeiten im anmuthigen Scheine der Dichtung. Die Darstellung des Schulzen auf dem Oberhof gehört zu den classischen Meisterstücken des deutschen Romans, und die reine, kräftig naive, naturfrische Gestalt jener Lisbeth ist ein Schmuck unserer heimischen Sitte und unserer dichterischen Schöpfungen.

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 15. August 1843.

Bulwer's neueste Romane.

Man sagt uns, daß Bulwer bei seinen Landsleuten nicht mehr wie früher in Ansehen stehe, in seiner Heimath nicht mehr den großen Leserkreis habe wie sonst. In Deutschland hat Bulwer noch immer sein zahlreiches Publicum. Es hilft nichts, daß die Empfindsamen unter uns die düstere Gewalt seiner Lebensgemälde für Nothheit erklären, die Aesthetischen die kunstgerechte Form vermessen. Die große Menge läßt sich von ihm fesseln, der Denkende sucht in seinen Darstellungen mit Eifer die Spuren auf, wo ihm der Scharfsinn einer unerbittlichen Menschenkenntniß entgegentritt. Bulwer giebt starke Stoffe; er giebt tiefe Blicke in das Gewebe menschlicher Leidenschaften. — Wir wollen uns hier mit seinen drei letzten Romanen beschäftigen. Seine Sympathien mit deutschem Wesen, seine Achtung vor dem deutschen Genius, die er in seinen Büchern wiederholt zum Ausdruck bringt, stehen mit der Aufmerksamkeit, die unser Publicum ihm widmet, in einer ungesuchten und um desto mehr erfreulichen Wechselwirkung.

Bulwer ist immer bedeutend in seinem Thema, obschon er nicht Poet genug ist, um in der Ausführung immer glücklich zu sein. In *Zanoni* führt er uns das mystische System der Rosenkreuzer vor und macht uns in dem Aberglauben des vorigen Jahrhunderts heimisch, in dessen Herrschaft es möglich war, daß die Sucht nach dem unentdeckten Geheimnisse zu einer förmlichen Wissenschaft wurde. Mitten im Gefühl der Vergänglichkeit des Irdischen erfaßte das Jahrhundert ein namenloser Drang nach dem Ewigen. Es war dies in der geistigen Atmosphäre des Zeitalters jene bange Schwüle, die dem Gewittersturm der Revolution vorausging. Es gab keinen Gott mehr in dem öffentlichen Leben der europäischen Bildung, denn der Glaube an den alten Gott war von der Verzweiflung und vom Hohne des Wiges zernagt. Und weil es keinen Gott mehr gab, so schuf sich der Mensch Gespenster, denn irgendwie bedarf die Creatur einer Anknüpfung an ein überirdisches Leben. Die Magie aber suchte für den eitelen Menschen und sein krankhaftes Gelüst nach Unsterblichkeit in der Festhaltung der leiblichen Existenz ein Genüge. Nicht bloß der Stein der Weisen, nicht bloß das chemische Geheimniß, gemeines Metall in Gold zu ver-

wandeln: das Lebenselixir war das eigentliche Ziel und der quälende Reiz jener mystischen Anwandlungen, in deren Geschichte St. Germain, Cagliostro und eine ganze Reihe von Abenteurern eben so sehr als Betrogene denn als Betrüger ihre Rolle spielten. Der sittliche und der religiöse Lebensgehalt war zertrümmert, und mitten in der Sinnenlust suchte das Jahrhundert den Schauer vor der Hinfälligkeit der irdischen Welt durch die Festhaltung der leiblichen Creatürlichkeit zu überwinden. In Bulwer's Roman ist *Zanoni* einer jener Wenigen, welche die Prüfungen überstanden und im Besitze des Unsterblichkeitstrankes die Zuversicht gewinnen, fortan den Wechsel der Zeitlichkeit zu überdauern. Das entsetzliche Gespenst, jene „Hüterin der Schwelle,“ welche nach der Lehre der Rosenkreuzer die Pforte zur Weisheit bewachte, hat Manchen auf der Bahn niedergestreckt; der Engländer *Glyndon* kämpft vergeblich den schauerlichen Kampf und wir sehen ihn den Schrecken der Prüfung erliegen. *Zanoni* ist der Unerschütterliche, der mit der Kraft seines Willens, mit der Kraft seines Glaubens durchdringt und mit dem Siege über sich selbst Unsterblichkeit zu erreichen scheint. Aber am Ziele selbst lenkt er zurück. Die Leidenschaft zu einem Weibe erfaßt ihn, ihm graut plötzlich vor der gespenstischen Fortdauer seiner einsam gesonderten Natur, die ihn wie den ewigen Juden allen Untergang der Geschlechter überdauern läßt. Er sehnt sich nach dem süßen Wechsel der irdischen Vergänglichkeit, und da er die Geliebte nicht mit unsterblich machen kann, so entsagt er seinem Vortrage und steigt zurück in die Gebrechlichkeit des creatürlichen Lebens. Der Schauplatz des Romans wechselt zwischen Neapel und Paris. Wir werden in die Gräuel der Schreckensregierung geschleudert, in deren wildem Tumult jener bleiche, gedankensette Robespierre nicht minder die Nöthigung fühlte, dem losgebundenen Geschlecht von neuem das Dasein eines Gottes zu decretiren. *Viola* sitzt mit ihrem Kinde im Kerker, und *Zanoni* dankt der Preis der Unsterblichkeit nicht zu groß, um ihn für ein Zusammensein mit der Geliebten in ihren letzten Stunden dranzusehen. — Dieser Stoff, schon wie ich ihn hier in aller Kürze andeute, führt zu einer Reihe von Scenen, deren geistige Gewalt stark genug ist, uns in Schwung zu setzen, selbst wenn Bulwer's Darstellung sie nicht bis zur lebendigen Schönheit hindurchbringt. Hat man einmal die pedantischen Vorkehrungen überwunden,

die er dem Kern seines Stoffes voranschickt, den gelehrten Schwulst und Apparat beseitigt, mit dem er zu motiviren pflegt, so muß man ihm einräumen, daß er geistig bedeutsame Situationen mit starker Hand zu halten und zu tragen weiß.

Nicht selten freilich führt der Sturmdrang, mit welchem Bulwer seine Stoffe verhandelt, zu einer wüsten Wirthschaft, gegen welche Walter Scott's Vertheilung und Entwicklung des Materials wie eine wohlweisliche Deconomie erscheint. Ueber Breite klagt der gute deutsche Leser bei Beiden; bei Scott verzichtet der gründliche Deutsche sogar auf den ersten Band, oder ackert ihn im Schweisse seines Angesichts und mit heldenmüthiger Enthaltfamkeit durch. Ich weiß nicht, ob in diesem breiten Materialismus Scott's Phlegma oder Bulwer's Pedantismus schwerer und lästiger ist. Scott aber bleibt, auch wo er den Conflict der Leidenschaften entwickelt, im Maße seines Tempo und wirkt durch den Gleichtakt seiner Stimmung behaglich, während Bulwer im Drange der Ereignisse sich oft auf Augenblicke überstürzt und dann das Geschlepp seiner Zurüstungen um so fühlbarer macht. Auch hat Scott die durch und durch gründliche Gesundheit seines Naturells in die Wagschale zu legen, will man Beide wägen, und dieser überflügelnden Naturkraft seiner körnigen Behaglichkeit hat man jeder Zeit die großen Erfolge seiner Darstellungen zuzuschreiben. Im krankhaft aufge reizten Bulwer schießt oft fliegende Hitze auf, und ihren Erscheinungen folgt ein Ermatten der Kraft, die Muskeln seines Antlitzes fallen schlaff zusammen, der Gram über den Fluch menschlicher Entwicklungen fährt zerstörend wie ein Samum über seine blühendsten Gebilde, und es fiert uns aus seinen Bügen jene düstere Falte entgegen, für die es, wie man sagt, in den nebligen Novembertagen Altenglands keine glättende Hand als die Hand des freiwilligen Todes giebt. Es wird aus Bulwer's geistiger Beschaffenheit erklärlich, daß ihm aller Humor fehlt. Was in seinen Romanen einen Anstrich solcher Art erhalten sollte, sind verstandesmäßig aufgestellte Gegensätze zu den dunkeln Partien des Seelenlebens, in deren Nacht sich Autor und Leser ohne solche Contraste ganz verlieren würden. Der Scherz poltert schwerfällig über Bulwer's englische Hängelippe, seine Ironie ist in die Farbe hypochondrischer Kränklichkeit gekleidet, selbst sein Tieffinn bei aller Kraft des durchdringenden Verstandes bleibt oft starr vor seinen Gegenständen stehen; irgend ein unverdaulicher Plumpudding hemmt die Thätigkeit seines Naturells und liegt wie ein Fluch auf Leib und Seele. Ohne Scherz, es giebt bei diesen starkgefugten, robusten englischen Romanen genug Stellen, wo die Aesthetik ihr Amt an die Apotheke abtreten möchte. Jene trübe Lehre von den Täuschungen des Herzens, jenes Mißtrauen gegen die Rectheit des Menschen, jene scheue Bedächtigkeit bei jedem Schritte, sammt allen den Jeremiasklagen voll abgestandener Melancholie, sind oft genug nur die Qualen einer stockenden Vollblütigkeit.

Der rüstigen Gesundheit Walter Scott's hat Bulwer's Roman dagegen eine andere Tugend entgegenzusetzen. Ich meine die Kenntniß der heutigen Weltzustände, die Sympathien für

die Menschheit von heute. Bulwer's Roman besteht gleichsam die Feuertaufe der dringendsten Lebensbedürfnisse unserer Gegenwart; er steht oft mit seinen Interessen auf jener Spitze, auf der es sich für uns um Leben und Tod handelt. Der geneigte Leser wolle sich an Paul Clifford erinnern, wo uns das schreckhafte Gewebe der englischen Justiz entwickelt wird. Und in dem Gewir nationaler Interessen tauchen dort auch acht menschliche Gruppen auf, deren dichterischer Werth nicht minder in der Gewalt ihrer furchtbaren Wahrheit liegt. Ich meine jene Scenen zwischen dem Advocaten und seinem Sohne. Der Bastard wurde verläugnet und der Sohn des mächtigen Mannes wandelte den Weg des Verbrechens. Die Grausamkeit der moralischen Etiquette und die Trostlosigkeit der verlorenen Unschuld laufen dicht neben einander hin. Endlich stehen Beide, der Anwalt der Gerechtigkeit und der Anführer einer Mordbrennerbande, in jener großen Gerichtscene Aug' in Auge einander gegenüber. Der Vater erkennt den Sohn, aber der Jurist in ihm bändigt die Schrecken der Verzweiflung, die dieser Entdeckung folgen, und der Mann des Rechtes bestraft im eigenen Blute den Fluch, den seine eigne Schuld hervorgerufen. Kurz nach Beendigung der amtlichen Pflichtvollziehung rächt sich die Unterdrückung der Stimme der Natur in dem Starrkrampf, der den Alten tödtet.

Nacht und Morgen war wieder eines jener düstern Gemälde, welche die menschliche Entfittlichung als ein Spiel des Zufalls, die Armuth nicht allein als größtes, sondern als die Mutter aller Verbrechen, schildern. London, dies systematische Gewühl starker Leidenschaften, ist zum Theil der Schauplatz, zum Theil auch Paris, zur Abwechslung, um durch den lustigen Anstrich einer brillanten Verlorenheit das dunkle Gewebe in sich verstrickter Gewalten zu lichten, wenn auch nicht zu erheitern und zu begütigen. Bulwer giebt hier abermals mit dem bitteren Spotte seines scharfen Verstandes, der sich gleichsam mit Nothwendigkeiten füttert, eine Parallele zwischen den Männern des Lasters und den Männern des Verbrechens. Jene umkleidet der Comfort eines reich geschmückten Lebens; diese nagen mit dem Zahn der Verzweiflung an der Brotrinde; beides aber ist nicht allein Ergebnis, auch Motiv ihrer moralischen Entwicklung. Jene winden sich durch die Labyrinth der Gesetze, verläugnen Gott und Natur, und treiben die Philosophie des Genusses mit der ganzen Kälte eines satanisch ruhigen Behagens. Diese sind eben so heißherzig als heißköpfig, ein warmes Blut, das sich empört, ist all' ihr Fehlen, und so stürzen sie, aber sinken nicht, wie jene, bleiben auch in Lumpen, auch im Pfuhl der Verlorenheit, ächte tapfere Seelen. Wie aber die Ordnung der modernen Gesellschaft für diesen Zwiespalt keine Sühne gefunden, so führt sie auch der Roman nicht herbei.

Der genannte Roman leidet in seiner Bauart wieder an jener Verschachtelung in Häufung von Einleitungen, so daß man Mühe hat, eine Häutung nach der andern erst zu lösen, bevor man zum Kern der Sache dringt. Wir müssen uns Anfangs für einen englischen Landpfarrer interessieren, in dessen

ganzen Haushalt wie eingeweiht werden, ohne daß eine besondere Hinneigung zur Idylle uns und den Autor überkommt und somit zu dieser Vereinzelnung und Zerstreuung berechtigt. Der Pfarrer ist nur dazu da, um einen akademischen Jugendfreund heimlich zu trauen. Philipp Beaufort muß seine Mesalliance heimlich halten, um des großen Vermögens Seitens eines Onkels nicht verlustig zu gehen. Philipp und seine Frau sammt Onkel, Tanten, Brüdern und Vettern werden dann ausführlich geschildert. Es wird an diese Partien ein ziemlich bedeutender Aufwand von Bemerkungen und Charakteristik verschwendet; nur die Hast und Unruhe, womit die Darstellung herumschweift, läßt uns ahnen, daß wir noch immer erst im Vorzimmer der eigentlichen Interessen stehen. Und in der That, die Angelegenheiten aller dieser Personen sind nur Vorspiel; erst mit der nächsten Generation beginnt der Roman im Romane. Philipp Beaufort nämlich stürzt mit dem Pferde und stirbt, bevor er die Rechtmäßigkeit seiner Gattin und Kinder erklären ließ. Der alte Pfarrer ist todt, das Kirchenbuch ist zerlegt. Die Erbschaft geht auf Philipps Bruder über, seine Gattin gilt nicht für rechtmäßig, seine Kinder sind güterlose Bastarde. Zu stolz, um Wohlthaten zu empfangen, wo sie verfügen sollten, versinken diese nun in Elend und Ungemach, härten sich aber ab im Kampfe mit den Elementen, während die plötzlich reich gewordenen Vettern, Neffen und Nichten dem langsamen Ruin einer moralischen Verweichlichung entgegengehen. Dies ist das Thema des Romans. Philipp, der erstgeborne Bastard des Hauses Beaufort, wird der Beschützer seiner Mutter, und nach deren Tode der Leiter und Lehrer seines jüngern Bruders. Dieser wird ihm entrisen, und Philipp tritt nun allein, ein Mensch, ganz auf sich gestellt, die Laufbahn waghalsiger Lebensversuche. Oft spielt der Zufall seine rettende Gottheit, nicht selten aber steht er am Rande des Elends, einige Male wirft ihn die Noth unwissentlich dem Verbrechen in die Arme. Paris wird der Schauplatz, wir erhalten die interessante Schilderung eines großen Verheirathungsbureaus, die lebendige Beschreibung einer unterirdischen Falschmünzerei. Dergleichen Extreme des industriellen Zeitalters schildert der Engländer nicht bloß mit Vorliebe, auch mit der Gewandtheit des praktischen Kopfes, wie er denn auch sonst trotz allem Gelüst zur scholastischen Schwerefälligkeit des Stubengelehrten doch Mann von Welt genug ist, um das Leben wie es ist mit sicherer Hand zu zeichnen. Der englische Roman ist oft genug geschmacklos, aber er wird niemals lächerlich. Er ist zu Hause in all' den Sphären, die er schildert, er weiß Welt und Leben auszubeuten und begnügt sich nicht mit dem Ergebnis der gewonnenen Ueberzeugungen, sondern geht auf die Sache selber, auf die lebendige Gliederung der Zustände in der Wirklichkeit ein. Sein Materialismus kann für eine nicht allzu hohe Stufe der Romandichtung angesehen werden, aber die Macht, die er durch die Praxis seiner dreisten Handgriffe thut, läßt sich nicht ablängnen.

Bulwer's neuester Roman führt den Titel: der Letzte Baron. — Frühere Darstellungen von seiner Feder sind sach-

lich und geistig reicher, sind in der Verwirklichung dessen, was der Verfasser will und bezweckt, glücklicher und schlagender. Gleichwohl ist das Element, in welchem der neueste Roman seine Interessen hat, ebenfalls wichtig, seine Gegensätze stark, seine Massen kräftig und voll. Bulwer greift hier aus der Geschichte seines Volkes einen Wendepunkt auf, wo sich alte und neue Zeit mächtig um einander wirbeln und eine blutige Entscheidung den einen Kämpfer todt, den andern, den Sieger, ohnmächtig zu Boden streckt. Dieser letzte Baron ist der letzte feudale Ritter der Faust, der letzte Mann von altem Schrot und Korn, der den Treubruch und die Unehre an Hoch und Niedrig so unmittelbar wie Gottes Blitz aus den Wolken mit einem Schlage auf's Genick des Missethätters straft, eine Art Böß von Berlichingen, der die Ehre mit der Faust rächt, nur nicht so scheu wie dieser in stillen Burgen sein verkanntes Herz vergräbt, sondern im Mittelpunkte der Ereignisse die Welt mit starker Hand lenkt, Könige ein- und absetzt, wie es ihm der alte Gott voll Treue und Ehrlichkeit im Innern gebietet. In der That gewann sich dieser Richard Neville, Graf von Warwick, der Held des Bulwerschen Romans, den Namen „der Königsmacher“ in der Geschichte. Er hat den letzten Lancaster, den mönchisch ausgearteten sechsten Heinrich, weil dieser keine Bürgschaft gab für Englands Heil, mit dreister Gewalt vom Throne gestoßen und mit dem jungen Eduard, der als der Vierte in der Reihe der Könige zählt, das Haus York wieder eingefetzt. Die Krone war in den langen Kriegen zwischen der rothen und weißen Rose zum Spielball der großen Geschlechter geworden. Der ehrgeizige Streit der Genealogien war das Interesse dabei, die Eifersucht der aristokratischen Häuser der Reiz und die Seele der damaligen Lebensäußerungen. In Warwick aber ist vorherrschend der Athemzug der Ehre und der Rechtlichkeit lebendig; er erkennt nur diesen Trieb als den rechtmäßigen an, will selbst nie König sein, obschon er der mächtigste Mann im Lande ist und in seinen Schlössern gegen 30,000 Menschen täglich speist. Aber er hat es sich zugeschworen, daß nur die Ehrlichkeit auf dem Throne sitzen soll, und der einzelne Mann gilt in jenen Zeiten des persönlichen Hervorthuns in der That soviel, daß sein Schwertschlag die Wechselfälle des Krieges, das Schicksal des Throns, des Landes, des Volkes entscheidet. Indem er stets auf die Krone verzichtete, gesteht er sich jedoch bei seinem Selbstgefühl gar wohl ein, daß er, der die Krone nimmt und giebt, sich für mächtiger hält als den König selber, den er fast nur für den Figuranten im Stücke hält, und dem er bloß die Macht einräumt, dem F das Pünktchen beizufügen. Daß in diesem seinen Geschöpfe selbst nicht minder der Mann mit seinem Selbstgefühl, der Ritter mit seinem Troß, der Eigenwille mit dem Gelüste nach tyrannischer Ulgewalt, erwachsen könne: soweit reicht weder seine Menschenkenntniß, noch sein guter Glaube von der Nützlichkeit des Königthums, das er für eine schöne Zierde des Volkslebens, aber für keine Macht hält. Ein junger Mensch, der bei ihm Dienste sucht, dessen Gesuch er aber ablehnt, weil er eben im Begriffe

ist, eine Gesandtschaftsreise nach Frankreich anzutreten, wird aufrichtig von ihm bemitleidet, indem er ihm bloß eine Stelle bei Hofe verspricht. Indessen, — so tröstet er den jungen Freund, — man wird Euch im Dienste des Königs nicht beneiden und Ihr könnt manche hübsche Kunst lernen. Den König Eduard liebt Warwick persönlich, nicht bloß, weil er ihn auf den Thron erhob, er liebt ihn wie einen Sohn und hofft alles Gute von seinen Tugenden. Aber mit der Entwicklung des königlichen Selbstwillens gebeißt auch die Saat des Bösen im königlichen Jünglinge. Mit dem Gelüste nach Freiheit, das der Mann verspürt, regt sich auch der Hang zur maßlosen Willkür, um seine Wünsche, seine Begierden, seine sinnliche Lust wie ein Halbgott zu befriedigen. Die Ehre erscheint in der jungen Seele des Herrschers bald nur als geistige Beschränkung, die Ehrlichkeit als eine Bauerntugend, die Ehrbarkeit als altmodische Langeweile; kurz, in dem jungen Fürsten erwächst dem alten Warwick ein Sarbanapal des Nordens. Es handelte sich aber nicht bloß um den persönlichen König, sonst hätte der tapfere Ritter das entartete Werkzeug seiner eignen Macht eben so rasch wieder beseitigt. Das Reich der Persönlichkeiten neigte sich überhaupt schon seinem Ende zu. Das ganze Zeitalter war in einer Krisis begriffen, es schien schon damals dem Stahle und der Hellebarde entwachsen zu wollen. Das Bürgerthum wurde in den Städten mit Gewerbefleiß und Handel mächtig. Die Sturmhauben verachteten noch die Flachmützen, aber das Königthum zur Zeit eines ersten Ludwig von Frankreich untergrub mit der Tücke der machiavellistischen Politik und mit Hülfe des Bürgerfleißes die rohe Macht der Barone. Das Ritterthum war noch mächtig, allein die Londoner Tuchwicker fingen auch an, sich persönlich hervorzuthun; sie waren die besten Bogenschützen im Lande und ein Prediger von der Kanzel nannte die bürgerliche Armbrust Gottes bestes Werkzeug. Die Turniere der Ritter wurden bloße Schaugepränge; oben in den Logen verdrängte der Hofmann den Ritter und statt der Ehrerbietung vor dem Arm des Helden, statt der lebhaften Besorgniß des Volks für die Ehre der Nationallanze, verriethen die Bemerkungen der schauenden Menge hinter den Schranken einen Hang zum Vergnügen und eine Sucht zum Spötteln. Das waren Symptome eines neuen Zeitalters. König Eduard der Vierte witterte seine Stütze im Bürgerthume, das sich damals erst langsam aus der Hefe des Pöbels entwickelte. Der entthronte Lancaster hatte den Mönch begünstigt. Der Ritter hatte Eduard eingesetzt, aber der Bürger sollte ihn halten und gegen die Herrschaft der Faust sichern. Eduard mischte sich unter die Festlichkeiten des neuen Standes, war der Erste, der sich dem Hofe entzog, so lange der Ritter dort überwiegend war, und umgab sich allmählig mit Emporkömmlingen, während die Männer der blutigen Schlachten sich unbelohnt in den Versteck ihrer Burgen zurückzogen. Seine eigne Neigung in der Wahl der Frauen bewies seine Gleichgültigkeit gegen die Unterschiede der Geburt.

So wurde der alte Glaube, die alte Ordnung der germanischen Welt gesprengt, nicht von einem auserwählten Werkzeuge des Himmels, nicht von einem Erleuchteten, der als Genie die Zukunft begriff, sondern durch den Drang unreiner Triebe, durch die Gewalt der blinden Leidenschaften, durch den Eigensinn und die Tücke der Parteiführer, die ihrem nächsten Gelüste nachgingen. Und was jener Ludwig in Frankreich durchführte, stellte Eduards Bruder und Nachfolger, Richard der Dritte, in England auf die äußerste Spitze, das schlaue und heuchlerische Intriguenpiel einer tyrannischen Königswirtheft. Wer diesen Richard aus dem Shakespeareschen Drama kennt, kennt ihn nicht in seinem ganzen Umfange, nicht in seinem Werden. Dort ist er seltsamer Weise bei jungen Jahren schon ein grübelnder und grämlicher Alter mit einer tückischen Verworfenheit, die uns nur um ihrer starken Consequenz willen imponirt. Der Roman schildert Situationen und erfaßt den Charakter weit sicherer, wo es darauf ankommt, ihn als ein Ergebnis der Zustände zu erklären. Wir finden in Bulwer's Romane den jungen Richard vortrefflich aufgefaßt. Das Drama giebt immer die Charaktere im vollen Wurf, immer en face, während der Roman sie auch von der Seite beleuchtet und sie in unbewachten Nebenstunden belauscht.

Warwick entthront wieder den verrätherischen Eduard und setzt den gefangenen Lancaster von neuem ein, bis er selbst der Gewalt der Umstände erliegt und mit ihm das Bollwerk des germanischen Ritterthums in der Schlacht bei Barnet (1471) als ein Opfer des vereinigten Königthums und Bürgerthums fällt. Der Roman Bulwer's ist sehr arm an eigentlicher Poesie; es ist lediglich die geistvolle Behandlung der geschichtlichen Situationen, was ihn bedeutend macht. Wir haben dem geneigten Leser hier den Wendepunkt andeuten wollen, um welchen es sich in jenem Zeitalter handelt. — Die Geschichte unseres eignen Vaterlandes bedarf solcher starken, pragmatischen Darstellungen, wie sie der englische Roman liefert. Ob sie sich in seinen Kunstformen bewegen, daran liegt diesen praktischen Poeten Altenglands wenig; sie führen ihrer Nation die Gewalt der Thatfachen lebendig vor Augen und helfen ihr im schweren Kampfe ihrer Entwicklung. Daß sie so ächt englisch sind, ist ihr Werth.

Feuilleton.

Victor Hugo befindet sich in der Schweiz, da er, wie die Zeitungen erzählen, die Absicht hat, ein neues Drama, „Wilhelm Tell,“ zu schreiben. — Was wird sich der arme Tell gefallen lassen müssen! —

Der Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde ist in einer französischen Uebersetzung erschienen, und ein französischer Kritiker macht die Bemerkung, die Originalität Batinas liege weniger in dem Inhalte des Buches als darin, daß sie dasselbe herauszugeben gewagt habe.

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. September 1843.

Transatlantische Lebensbilder.

In dem Buche: der Legitime und die Republikaner hatte uns der transatlantische „Unbekannte“ Skizzen aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege, in seinem Virey (Vizekönig) und die Aristokraten ein Bild von Mexiko im Jahre 1812 geliefert. Jetzt erscheinen die sechs Bände Lebensbilder und was uns sonst als derselben Feder angehörig an Land- und Seebildern übergeben wurde, in zweiter Gesamtausgabe, und so mag es an der Zeit sein, dem geneigten Leser, dem sich diese Lectüre erneuern soll, die beiden letzten, wie es scheint weniger bekannt gewordenen Bücher unseres neuweltlichen Autors hier in kurzem vorzuführen. Daß ich diesen Autor noch den „Unbekannten“ nenne, soll nicht der schon früher geäußerten und in diesen Blättern kürzlich zur Gewissheit erhobenen Vermuthung widersprechen, wonach der Irländer Seatefield der Verfasser dieser Schriften. Man hatte eine Zeit lang auf einen der Brüder Follen, die aus Deutschland flüchtig wurden, hingedeutet. Der eine von beiden, Professor der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten, verunglückte bekanntlich bei der Explosion eines Dampfbootes (*). Vom andern hieß es, er sei aus Amerika zurückgekehrt, lebe zurückgezogen in der Schweiz und arbeite jene Werke aus, deren geniale Naturfrische die deutsche Lesewelt mit Recht als etwas Ungewöhnliches begrüßte. Keiner von beiden Follen aber ist, soviel man weiß, in Mexico gewesen, wenigstens nicht so einheimisch dort geworden, um mit der Treue des Eingebornen jene wunderbaren Landschaftsbilder zu liefern, wie sie uns in den Darstellungen unseres Transatlantikers mit dem ganzen brennenden Zauber erster Eindrücke und mit der ganzen Vertrautheit des langjährigen Anwohners überraschen. Dabei vermißt man die Hand eines Deutschen in diesen Schilderungen. Nicht bloß daß hier ein Deutsch verführt wird, das im Gewirr englischer, spanischer, französischer und Sprachberührungen zu einem seltsamen Mischmasch, von hundert augenblicklichen Nothbehelfen aussprachliche Kauderwelsch dieser Bücher geht Hand dem launenhaften Wechsel der Darstellung, die in Newyork und Boston, im Jahre 1840.

zwischen kindischer Einfalt und dem Rausche einer plötzlich entfesselten Phantasie hin und her schwankt. Wo die Schönheiten der Landschaft das Gehirn wie ein heißes Gift in fieberhafte Wallung versetzen, da erhalten wir Schilderungen, wie sie nur dem glühenden Pinsel des begeisterten Künstlers gelingen. Dicht daneben läuft das Getrödel possenhafter Kindereien, ein Geschwätz, wie es unter allen Völkern des Erdballs allein nur von Padd, dem Sohne Irlands, verführt wird. Auf welche äußere, thatächliche Bestätigung die Annahme, daß der Verfasser ein Irländer sei, sich stützen mag, ist mir unbekannt. Die Schreibart dieser Bücher mit ihrer launenhaften Willkür, die Auffassung einer fieberhaft entzündeten Phantasie, die schöne Begeisterung eines kindlich guten Herzens für Menschenglück, — das sind innere Gründe, die jener Kunde zur Stütze dienen können. Dabei wäre dann freilich noch nicht erklärt, was den Irländer Seatefield vermocht, seine eigne Muttersprache zu verläugnen und der deutschen seine besten Gefühle, die schönsten Ergüsse seiner Ueberzeugungen und seiner Begeisterung anzuvertrauen. Daß ganze Partien dieser Darstellungen nur von einer irländischen Feder herrühren, steht um der Natur dieser Schilderungen willen ziemlich fest. So jubeln und weinen kann nur ein Irländer, so kindlich dem ersten Eindrucke schallende Worte leihen, so behende gleichsam auf- und niederklettern an der Leiter menschlich naiver Empfindungen kann nur ein Sohn des grünen Smaragdlands, wie Padd selbst seine heimische Insel nennt. Im Cajütenbuche finden wir die Erzählung eines Irländers: der Fluch Kishogue's, oder der verschmähte Johannistrunk. Das Vorwort des Herausgebers sagt uns aber, diese wilde Skizze irländischen Lebens und Strebens sei aus einer fremden Feder geflossen. Und so erwächst uns die Vermuthung, der Herausgeber dieser Bücher sei zwar nur Eine Person, nicht aber die Verfasser und Mitarbeiter derselben. Und so wäre der Schleier von der Autorschaft dieser Schriften noch immer nicht ganz gehoben.

Der Werth und die Eigenthümlichkeit aller dieser transatlantischen Lebensbilder besteht in ihrer Naturtreue. Es sind weder Dichtungen, noch auch nur zu poetischen Zwecken ausgeführte Arbeiten; es sind ganz naive Copien, ganz unmittelbare Abschriften der Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit ist denn freilich so wundersam gestaltet, daß eine nackte Reisebeschreibung

Wir
das S.

uns die glänzendsten Illusionen einer Dichtung gewährt; diese Wirklichkeit ist so überwältigend, daß selbst die kühnste Erfindungskraft eines begabten Poeten vor ihr erliegen würde.

Es ist noch nicht gar lange her, daß in unserer Lectüre der Seeroman die Landinteressen zu verdrängen drohte. Eine Reise in der Postkutsche dünkte unseren Altvordern ein bequemes Mittel zum Austausch der Gedanken, zur Entwicklung von Charakteren. Der englische Roman begann aber plötzlich seine Gesellschaft einzuschiffen, den Gefahren des Meeres preiszugeben und wußte in dieser Weise den Reiz von Reiseabenteuern nicht wenig zu erhöhen. In der Ruffchaale, die auf dem Oceane schwimmt, reden die Gefühle der Unendlichkeit zugleich mit der Empfindung der Enge lebendig. Die Gefahr entwickelt im Menschen sonst nicht gekannte Affecte; er wird leidenschaftlicher im Genuß, wilder und größer in seinen Entwürfen. Hat sich die Schilderung der Naturwunder erschöpft, so sieht sich im beschränkten Raume des Schiffes der Mensch näher auf den Menschen angewiesen und so erhielt der Seeroman Veranlassung zu jenen vielen Charakterschilderungen menschlicher Gesellschaft, wie sie sonst, auf anderem Grund und Boden, eben so traulich, eben so scharf und schlagend, nicht leicht möglich. Die Traulichkeit, in welche sich ganze fremde Elemente im Postwagen plötzlich versetzt fühlten, erschien auf dem Deck in einem höheren Lichte, in gesteigerten Stimmungen, da die Umgebung an Größe und an Schrecken alle Möglichkeiten einer Landreise überbot. Cooper war das Genie, das den Seeroman erfand. Aber es erging ihm wie jedem Passagier auf dem Meere. Nach der ersten großen Aufregung, wo alle seine Nerven durch den Reiz der Neuheit angespannt zu zucken scheinen, erfolgt jene Stumpfheit, jene äußerste Abgestorbenheit, deren Anblick sogar mit erschläßt. Cooper gab sich an die Technik seines Handwerks hin, versank in die systematische Langeweile seines praktischen Seebienstes. Noch mehr hab' ich den geduldigen deutschen Leser bewundern müssen, wenn er bei Capitain Marrayat wie ein gelehriger Schiffsjunge förmlich in die Schule ging und mit allen seinen gerechten Ansprüchen an Gemüthsbewegung und poetische Unterhaltung in der Takelage dieses Matrosenschriftstellers hängen blieb. Alle Achtung vor Capitain Marrayats gerühmtem gesunden Humor, alle Achtung vor dem patriotischen Drange dieses guten Marineofficiers, durch bittere Bemerkungen in der Schilderung des Details gewisse praktische Verbesserungen in seinem Handwerke an den Mann zu bringen; ich habe noch immer gefunden, daß der gewissenhafteste Copist, wenn er aller Phantasie baar und ledig ist, nicht das Geringsste zu vergegenwärtigen im Stande ist. So erschien mir bei Capitain Marrayat Alles bis auf die Matrosenwike todt, die See erstirbt, der Sturm und alle Elemente, so getreulich er über sie Buch führt, sind leblose Massen. Ganz anderes Leben wußte uns jener üppige Trelawney in seinen ostindischen Abenteuern vorzuführen. Die Kraft des Nordens und die Gluth des Südens begegneten sich in diesem fecken Sohne der Natur, und des großen Naturelementes bemächtigte sich in diesen Erzählungen mit

allem Uebermuth ein verwegener Dämon, der uns zugleich schreckt und ergötzt. Auch Eugen Sue's brillante Theatereffecte atymen Leben und Bewegung, wenn gleich die Beleuchtung seiner Meeresscenen zu stark der Oper entlehnt ist, wo man mit bengalischem Feuer selbst das Licht der Sonne bleicht.

Auch unser Transatlantiker gehört zu den Seeromantikern. Im zweiten Bande seiner Neuen Land- und Seebilder finden wir seine Reise auf dem Paketboote von Havre nach Newyork. Er ist hier nicht so neu wie weiland Cooper, nicht so genial wie Trelawney, aber auch nicht so breit docirend wie Marrayat, nicht so coquet wie Sue. Sein Gemisch von deutscher Gemüthseligkeit und irländischer Lustigkeit ist äußerst wohlthuend. Und die See macht frei und frisch. Vom Bord aus wirft er Fragen und Ausrufezeichen zu uns an's Land herüber, die uns in dem schlaffen Frieden eines saumseligen Binnenlebens oft genug beschämen.

In seinem Cajütenbuche erwarb sich unser Autor das Verdienst, einen wichtigen Beitrag zur neuesten Geschichte Mittelamerika's zu liefern. Oberst Morse ergreift im Buche das Wort, erzählt die Veranlassung seiner Ueberseidelung von seinem Geburtsorte Washington nach Mexico, seine Erlebnisse während der Revolution von Texas und giebt somit eine kurz gefaßte Geschichte der Gründung dieses neuen Staates, der Entwicklung seines Aufstandes und seiner mühsam errungenen, so lange zweifelhaft gebliebenen Freiheit. Auch hier ist die Schilderung der Naturschönheiten des Landes höchst lebendig und von hinreißender Gewalt. Einige Scenen charakterisiren uns das junge Bürgerthum in den Urelementen eines frischen Staates, und während uns die Ereignisse einer riesenhaften und von Ewigkeit her verwilderten Natur in Schranken erhalten, gewinnen wir zu dem Beginn eines neuen Staatslebens, das so feck und klug seine Kindheitsperiode eröffnete, Zuversicht und Hoffnung. Dies junge Bürgerthum, das hier aus dem Rohen heraus eine neue Ordnung der Dinge erfindet, hat so viel Frische und Lebensfülle, diese Helden einer noch kurzathmigen Freiheit haben so viel Scharfblick, Entschlossenheit und Besonnenheit, soviel Bewußtsein im Zerßören des Alten, im Gestalten des Neuen, daß manchen Leser das Gelüßt anwandeln mag, dem morschen Europa, das sich vergeblich abmüht aus dem Alten das Neue herauszuretten, den Rücken zuzuwenden und an dem Bau eines solchen jugendlichen Völkerlebens, wo das Todte völlig dem Lebendigen weicht, Theil zu nehmen. Oberst Morse bildet mit seinen Familienverkettungen die Brücke, um zu verwandten Katastrophen in der Geschichte der Südamerikanischen Freiheitskämpfe überzuführen, und so erhalten wir eine Beleuchtung verschiedener Punkte aus diesen Lebensprocessen. Die Gesellschaft, in welcher diese Erzählungen vordringen, findet sich in der Wohnung eines ehemaligen Soldaten zusammen, der sein Haus bis auf Kanonen, Magazine und Geschütze zusammen, der sein Haus bis auf Kanonen, Magazine äußerlich und innerlich einem Seeschiffe gleich gemacht hat. Das Zimmer, das er sein Zimmer nannte, war eingerichtet war. Oberst Morse kam ganz kl

weiß also das Neueste aus der alten Welt, und so drängt sich im engen Raume beim alten Capitain die Weltgeschichte von allen Seiten zusammen und der Alte kann mit den Erzählungen seiner Freunde bei Punsch und Tabak sein Cajütenbuch anständig bereichern.

Die neueste Arbeit des Verfassers führt den Titel: Süden und Norden. Es erschienen zwei Bände davon, ohne daß damit ein Abschluß gegeben wäre. Auch hier sind wir auf Mexikanischem Boden, haben nichts als Wanderungen, Reisskizzen und Conversation einiger weniger Menschen von verschiedenen Nationalitäten, wie sich denn der Verfasser immer darin gefällt, mehrere Völkercharaktere neben einander zu contrastiren. Den Stoff des Buches macht wieder die wunderbare Natur des Landes und die Seltsamkeit der Bewohner. Von Erfindung eines Romanverhältnisses ist keine Spur; kaum giebt die Marschroute einen hinreichenden Faden, da wir zwecklos von Bildniß zu Bildniß, von einem Paradiese zum andern schreiten.

Ein solches Eden, zwischen der sengenden Hitze des Aequators und der erstarrenden Kälte der nördlichen Bergreihen in der Mitte, ist Tzapotecan. Selbst die „wilden Eroberer,“ wie Cortez und seine Schaaren noch immer in Meriko heißen, haben dies Land verschont. Ihr zügelloser Fanatismus wurde matt, als sie dies Thal betraten, die milden Lüfte, der wonnige Duft der Vegetation, die sanft berausende Schönheit dieses Paradieses stimmte sie verfühlich, die zarte, kluge Einfalt der Bewohner entwaffnete sie. Selbst der finstere Mönch mäßigte hier seinen Bekehrungsseifer; er sah, daß hier die Unschuld seit Jahrhunderten schon wohnte und ihres Gottes sicher war. Zum Glück der Bewohner lag der Segen des Landes auch nicht in dem Fluche des Goldes; die Adern seiner Berge waren noch nicht geöffnet, das glückliche Völkchen wußte wenig von seinem eignen Reichtume, und begnügte sich mit den Früchten, die die Oberwelt bietet, mit der duftenden Vanille, mit der kostbaren Cochenille. So hat sich denn in diesem Erdwinkel die Indianische Cultur reiner als irgendwo in Neuspanien erhalten, und ihre Grundzüge, die Eigenthümlichkeiten ihrer alterthümlichen Sitten und Gebräuche, treten im häuslichen und religiösen Leben noch deutlich und klar hervor, indem sie zu der Art und Weise der spanischen Christen ungetrübte und interessante Gegensätze bilden. Die Weiber dieser Tzapoteken heißen die Circassierinnen des Westens und sind bei weitem die schönsten unter den rothen Stämmen. Ihre Gesichtsbildung hat bei gleichem Adel nicht das Strenge und Düstre der übrigen Indianer. Eine heitere, freudige Hoheit umglänzt sie; in ihrer lieblichen Frische, in der Lebendigkeit ihrer angeborenen Grazie sind sie, wie unser Verfasser betheuert, hinreißend. Die Wangen sind leicht gebräunt, aber ein dunkleres Incarnat läuft wie Feuer darunter hin; in ihren schwarzbraunen Gazellenaugen ist ein wunderbares Gemisch von Unschuld und sehnsüchtigem Verlangen. Ihre Mantillen wissen sie mit der Grazie antiker Völker zu drapieren. Man glaubt den Nymphen des alten Thales Tempe zu begegnen, die Gestalten Hesperiens zu sehen, wenn man dort

wandelt. Ihre Wohnungen stecken in den köstlichen Bananenhainen, die Orange und Citrone blüht ihnen freiwillig zu, das ganze Land glänzt und lacht in einem ewig frischen, wonnigen Frühling. Aber seltsam! wo die Natur sich an Liebllichkeit erschöpft, ist der Mensch um so erfinderischer, seine innere Welt mit Schrecken zu füllen. Die Religion dieser Tzapoteken ist ein System voller Schreckbilder. Und nachdem das katholische Christenthum sich ihnen aufgedrängt hat, sieht nun in ihren Tempeln die Taube des heiligen Geistes oder das Kreuz mit der Dornenkrone mitten unter den Caricaturen des alten Götzendienstes. Einige von den heidnischen Göttern der Vorfahren sind getauft, haben christliche Heiligennamen angenommen, aber das Volk hat sie sich dem Wesen nach nicht nehmen lassen, und so findet man denn im heutigen Tempeldienste jenes Volkes ein seltsames Gemisch von Heidenthum und römischem Christenthum. Auf manchen Tempelwänden sieht vielleicht ein alter Gott, ein Ungeheuer mit der Jungfrau Maria Arm in Arm. Man hat dies sanfte Völkchen nicht quälen, ihm nichts mit Gewalt aufnöthigen wollen. Die Bischöfe sind zwar Spanier, aber sie kommen nur selten in die entlegenen Theile ihres Sprengels und haben deshalb wenig Gelegenheit, den Usus kennen zu lernen und die religiösen Begriffe des Volkes umzubilden. Die Priester sind Indianer mit nationaler Erziehung und Ideenverbindung; sie haben sich von dem fremden christlichen Cultus nur soviel angeeignet, als ihren Bedürfnissen entspricht.

Aber dies Paradies des Westens hat bisweilen auch in seinem Klima Schrecken. Es giebt dort für den Fremdling Nächte voll Verzweiflung. Ein gewisses Gesumse, Gewinsel, Geheul, Gerolle kündigt die Schrecken an. Dann folgt ein Sturm von Tönen und Mistönen. Als würde millionenfach die Tuba des jüngsten Gerichts geblasen, so bricht es dann aus der Gewitterwolke hervor und antwortet im Meeresgrunde wie das Stöhnen und Kechzen von hunderttausend auf dem Schlachtfelde Verstümmelten. Und dann wieder ein Geheul, Gebrüll, Geroll, Gelächter, als ob, sagt unser Verfasser, zehntausend Trommeln in den Eingeweiden der Erde Reveille schlugen, und je tiefer Ihr Euch in die Hängematte verkriecht, desto grausiger wird die mephitische Schwüle in der Luft. Steckt Ihr den Kopf hinaus, so fährt es Euch mit gespenstigen Fittichen ins Angesicht; Mund, Nase, Ohren, Augen sind giftig brennend voll und es würgt und drängt so unaufhaltsam durch Kehle und Schlund, als wollte sich das Innerste Euch zu äußerst lehren. Ihr Haut und schlägt mit Füßen und Händen herum, aber wie Ihr sie nur hebt und ballt, sind sie Euch auch voll des giftigen Breies, der sticht und ägt, brennt und beißt, als wären sie mit Brennesseln gepeitscht, mit siedendem Del übergossen. Brüllend erfaßt Ihr die Bettdecke und entspringt Eurem Lager. Aber die Pein verfolgt Euch, die Schmerzen treiben Euch in Raserei. Ihr meint, Gott der Herr schliefe sehr tief, hielte Siesta, habe seine Hand von der Welt abgewendet und sie höllischen Geistern zur Kurzweil überlassen. — So ungefähr, ausgedehnter und mit mehr Worten schildert unser Transatlantiker

das Mosquitofieber, das ihn beim Anbruch eines Gewitters zu überfallen pflegte. Auch das Gewitter selbst schildert er dann mit der brennenden Gewalt seiner lebendigen Farben. In solchen Schauern mag allerdings der sanfte Indianer im Paradiese des Westens seine Religionsgestalten und den Mythos von seinen Göttern erdichtet haben.

Feuilleton.

Stubenmädchen und Grisette. Der neueste Roman von Amalie Winter, „Memoiren einer Unvermählten,“ spielt zu Anfang in Wien, zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia und des nachmaligen Kaisers Joseph. Dies giebt der Verfasserin Veranlassung zu einer Betrachtung über Begriff und Charakter des Stubenmädels, über dessen Natur und Function im Jahre 1781, wie sie sagt, nicht weniger als fünfzig Broschüren in Wien erschienen waren. „Die Stubenmädchen waren damals noch nicht mit andern weiblichen Wesen zu verwechseln, denn sie trugen noch ihre eigne Tracht, die goldgestickten Häubchen und Kleider von besonderem Schnitt. Sie waren nicht von der Art wie die Pariser Grisetten, obgleich eben so allgemein bekannt und berühmt. Die Grisette in Paris lebt nur für einen Mann auf ein Mal, der ihr zwar nicht angetraut ist, dem sie aber gewöhnlich treu bleibt und ergeben, so lange er in Paris lebt. Sie gehört dem armen Studenten mit der größten Ergebenheit an, theilt ihr kleines Verdienst mit ihm, und geht dann stolz an seiner Seite zum Sonntagsplaisir. — Das Stubenmädchen weiß nichts von Treue, nichts von Mittheilen des Ihrigen, sondern will nur empfangen. Sie will Staat machen mit dem Puge, nicht mit dem Manne. Darum muß er reich sein, und sie zieht genaue Erkundigungen über seine Vermögens- und Familienverhältnisse ein, während die Grisette sich nur um die Vornamen bekümmert, und Alfred, Leon oder Charles ihr vollkommen genügen.

Hermann Marggraff hat sich das Verdienst erworben, Deutschlands politische Gedichte von Klopstock bis zur Gegenwart zu sammeln und in einem Bande von einigen zwanzig Bogen herauszugeben. Ja, auch das alte Deutschland, auch das Zeitalter des Friedens hatte seine politischen Sänger. Ramler, Gleim und Ewald von Kleist besangen einen heldischen König, Klopstock ahnte in den Bewegungen Frankreichs ein Morgenroth, das freilich blutig aufging und dessen Farbe der Sänger des Christenthums später verwarf. Wer weiß nicht, daß der feurige Schubart, der Dichter der Fürstengruft, auf dem Hohenasperg die Wärme seiner Begeisterung abkühlen

mußte! Und die uns als zahme Fabeldichter bekannt sind, wie Pfeffel und Andere, hatten in der guten alten Zeit, wo es noch keinen Argwohn und keine Verdächtigungen gab, an Fürsten und Machthaber eine Frage frei. Haschka in Wien sang ein Lied vom besten Könige, das vor Freiheitelust fast närrisch und trunken ist. Und was der wackere Claudius, der tapfere derbe Bof von deutscher Eintracht sangen, das fand in tausend Rheinweinbechern seinen guten Widerhall. Wieland, Herder, Göthe, die Dichter der classischen Humanität nach Inhalt und Form, nach Glauben und Denken, haben keine einzelnen politischen Gedichte geliefert, und so könnte es scheinen, als wenn die goldne Zeit deutscher Literatur, die Blüthe unserer Cultur, der Ausbildung der politischen Sangesform entbehrte. Aber wir haben einen Schiller, dessen ganze Religion nur dem Vaterlande galt, und von dem ganze Dramen, wie der Tell, nichts anderes sind als politische Gedichte in großer voller Gliederung mit Haupt und Brust, mit Hand und Fuß. Und auch Göthe's Jugendbegeisterung hatte politische Farben; sein Götz, sein Egmont sind Freiheitsgesänge. — Marggraff schrieb zu seiner Sammlung eine energische Vorrede, die viel treffliche Winke giebt, wie wir das politische Gedicht in unserem Volke zu nehmen haben. Aber es fehlt ein Hinweis, wie sich Göthe und Schiller zu diesem Nationalinhalte deutscher Poesie verhalten. — In der Periode nach Schiller, in der Schlegel-Lieckchen, die sich in romantischer Ueppigkeit berauschte, erstarb das politische Lied auf deutschen Zungen. Erst mit den Befreiungskriegen hörte die krankhafte Schwelgerei dieser Verweichlichung auf; erst mit den Schlägen der Geschichte, mit dem Donner des Schicksals erwachte von neuem der Volksesang, der das Vaterland meint, und jene Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert, Stägemann, Uhland, Chamisso sangen. Mit dem Jahre 1830 erwachten neue Stimmen mit Lenau, Grün u. A. Um 1840 pflanzte mit Herwegh eine neue Schaar ihre flatternden Banner auf, sang Hoffmann seine Choralieder. Marggraff bringt auch manches Ungedruckte, das wir als ganz neu begrüßen; von Grabbe eine seltsam schaurige Skizze von Friedrich dem Rothbart, von Wienberg ein mir unbekanntes, wo das deutsche Banner die französischen Farben, deutscher Wein den Champagnertrank verdrängt. Auch von Moser finden wir Ungedrucktes. Marggraff hat seine Sammlung bis auf unsere Tage, bis auf die lyrische Polemik ausgedehnt, wo die Sänger von heute sich in schönen gewaltigen Versen darüber zanken, ob ein Dichter Partei machen müsse, einer Partei angehören dürfe oder nicht. Kaum haben deutsche Kämpen eine Lanze, so zersplittern sie sie am hohlen Baume; kaum sitzen sie im Sattel, so reiten sie zu müßigem Kurzweil den Gaul müde!

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 15. September 1843.

Die Rechte und die Talente der Frauen.

Conversation.

Doctor K. George Sand geht nun doch nicht nach Constantinopel. Schade! Ich versprach mir neben einigen glänzenden Naturschilderungen auch unterschiedliche Beiträge zur Geschichte der Sklaverei der Frauen.

Frau v. B. Mich dünkt, man braucht nicht erst nach der Türkei zu reisen, um die Tyrannei der Männer und die Knechtschaft der Frauen zu schildern!

Doctor K. Nun, man hat das alles dort aus erster Hand! Man besucht — wenn man Frau ist — mit einer männlichen Feder bewaffnet die Harems und liefert in einer Galerie von schwarzen und weißen Frauenbildern lauter reine Desdemonen, Naturen, die in Demuth als Opfer fallen, wenn sie auch nicht in jedem Augenblicke ein wilder Mohr erdroffelt, lauter Engelsgestalten, die zum Martyrthum verdammt sind, während sie alle Heldinnen wären, wenn die nichtswürdige Ordnung der Welt nicht ihre edelsten Geistesgaben schon im Keime ersticke. Ja, ja, die Tyrannei des Gesetzes, würde George Sand sagen, hat die Frauen des Orients entartet; nicht die überlegene Oberherrschaft der Männer, denn diese feigen Wesen, die auf dem Polster des Herkommens die Despoten spielen, verdienen nicht einmal den Namen von Männern.

Frau v. B. Nun, diesen Gedankenzug würde George Sand's Feder allen Ernstes nehmen, wenn sie auf orientalischem Boden stände. Es scheint, mein Freund, Sie wollen spotten, und verfallen wider Willen in den bitteren Ernst der Wahrheit! Und vergessen Sie nicht die Parallele mit dem Decident, mit unsern Zuständen, eine solche würde die Dädevant besonders in's Auge fassen.

Doctor K. Vielleicht würde der Hinblick auf den Verfall der Geschlechter im Sultanat zu einer Veröhnung mit unserm Verhalten führen. George Sand würde auf die christliche Sitte zurückkehren und sagen müssen: Im Christenthume ist das Weib frei!

Frau v. B. Freilich im Christenthum, aber nicht in der Welt, die sich eine christliche nennt! Ja, wenn unser Christenthum weiter reichte, als bis in die Bücher und Schriften!

Wenn es in den Herzen der Menschen zu lesen stände, in deren Thaten, Sitten und Gebräuchen lebendig zu finden, wenn es in unserer Welt Wirklichkeit geworden wäre!

Doctor K. Sollte man nicht meinen, das Christenthum hätte Zeit genug gehabt, um vom Grund und Boden der Europäischen Menschheit denn doch endlich Besitz zu nehmen?

Frau v. B. Mit dem Christenthume wurde das Weib für frei erklärt, während es bei den Juden die Magd ihres Herrn, bei andern Völkern sehr oft nur die willenslose Sklavin ihres Despoten war. Mit der bloßen Proclamation des göttlichen Wortes ist es aber nicht gethan; das Wort muß Fleisch werden!

Doctor K. Ihre Ansicht, versteh' ich Sie recht, meine Freundin, läuft also da hinaus, daß unser Zeitalter noch nicht christlich genug sei und erst mit der völligen Verwirklichung des göttlichen Wortes die freie Selbstständigkeit der Frauen neben den Männern möglich werde?

Frau v. B. Sie fragen, während Sie mir antworten sollten!

Doctor K. Ich suche zunächst die Fragen, die man stellt, zu verstehen. Eher ist eine Antwort nicht möglich, selbst wenn ich sie zu geben hätte.

Frau v. B. Es ist noch kein Zeitalter christlich genug gewesen, um die Freiheit des Weibes thatsächlich anzuerkennen. Immer lief crasses Heidenthum dazwischen und störte die Segnungen der Menschheit. Jenes Mittelalter, das sich so durchleuchtet vom Geiste des Heils wählte, hat doch die härtesten Barbareien verübt, die aller Humanität christlicher Gesinnung widerstreben. Es hat seinen Frauenlob und eine ganze Reihe von Minnesängern geliefert, die so zahm sind, daß man sie jetzt in keinem Käfig mehr haben möchte; aber es hat auch aus dem Volksglauben, aus dem Schooße der wahren lebendigen Praxis heraus, jene Geschichten von der gepeinigten Genoveva, von der gemißhandelten Griseldis aufbewahrt. Und während einige blonde und blutleere Weiber, die sich in die Winkel der Klöster verkrochen, ihrer abgestorbenen Enthaltbarkeit wegen als Heilige verehrt wurden, saß doch zugleich ein Haufe ehrsamere Kirchenväter über unser Geschlecht zu Gericht und hatte die tiefstinnigsten Scrupel, ob die Frauen unsterblich und eines ewigen Lebens gewiß sein dürften. In der That diese

Diplomaten prüften ganz ehrbar den Casus, ob die Weiber bereinst als Weiber auferstünden, wenn die Tuba bläst. Und ich glaube gar, die Majorität dieser hochweisen Egoisten war der Meinung, wir könnten, wenn die Menschheit ihren zweiten, ihren Aetherleib erhielt, füglich nicht anders denn in männlicher Erscheinung vor dem Herrn zum Gericht hintreten! Alle Frauen müßten als Männer auferstehen; nur Maria, die von Gott Gewürdigte, werde als Weib in die ewige Seligkeit eingehen. — Sie lachen, mein Freund! Aber finden Sie das nicht höchst unchristlich.

Doctor K. Nicht bloß das, auch unmenschlich. Verzeihung! Ich lache nur, wenn ich Ihre Fertigkeit bedenke, aus allen Ecken und Enden schlagende Beweise aufzufinden, um die gedrückte Lage der Frauen daran zu beleuchten.

Frau v. B. Diese schlagenden Beweise sind zugleich niedererschlagend genug. Der Mann war und blieb jeder Zeit der anmaßliche und verwöhnte Despot.

Doctor K. Das feudale Germanenthum hat in der That die Frau dem Manne untergeordnet. Ich weiß nicht, wie weit Sie das für unchristlich halten, unbiblisch ist es nicht, denn im alten Testamente heißt es: das Weib sei unterthan ihrem Manne! Das so hoch gerühmte Christenthum des Mittelalters war aber überhaupt nicht so übertrieben christlich; die Herrschaft der Geistlichen stützte sich weit mehr auf den alten Bund und nahm später noch lieber zum römischen Heidenthum seine Zuflucht. Die Frauen galten nach dem kanonischen Rechte für unmündig. Deshalb im Mittelalter die Beschränkung der Frauen in dem Rechte, zu testiren, vor Gericht zu zeugen und Verpflichtungen einzugehen. In Zeiten des Kampfes war der Mann lebiglich Mann. Weibliche Männer gab es so wenig als Mannweiber. Diese scheinen überhaupt nur neben jenen möglich. Zu Frauen in Beinkleidern, eine Cigarre im Munde, gehören pensionirte Geheimeräthe, die sich mit Ausschneiden und Tapissieren beschäftigen. Daß in Zeiten, wo die Faust gilt, meine Freundin, die Frauen Gegenstände des Schutzes waren, wird Ihnen nicht widernatürlich erscheinen. Man bezweifelte im Mittelalter die politische Capacität der Frauen, schloß sie vom Besiz der Lehen aus, weil sich daran die Leistung des Heerbanns knüpfte. Man hat am Mittelalter so vieles zu rügen, daß man die Anklagen nicht ohne Noth häufen sollte! Daß man in der Frauennatur eine rührende Hülf- und Schutzlosigkeit sah und fühlte, diese Barbarei, meine Freundin, ist ein sehr schöner Zug des Germanenthums, diese Rohheit — wenn Sie so wollen — beruht lediglich in der Bärtlichkeit unserer Natur.

Frau v. B. O diese Bärtlichkeit, die immer danach gelüstet, mit Opfern zu spielen! Wie der Tiger mit der Beute, so spielt jener Mann mit Griseldis, bloß um sie zu prüfen, bloß um die Wette zu gewinnen!

Doctor K. Das raffinirte und überwürgte Drama eines Neueren hat den Fall übertrieben, hat ihn nicht bloß unhistorisch gemacht, sondern auch zu einer psychologischen Lüge. Sehen wir von Einzelfällen ab, welche die Regel trüben! Die

Beeinträchtigungen, welche den Frauen im Mittelalter gesetzlich widerfahren, waren nicht selten offenbare Begünstigungen. So durfte z. B. nach den Gesetzen des Landes Aragon kein Weib Schulden halber eingesperrt werden, eine Bestimmung, die sich auch in den alten französischen Coutumes findet und in einigen neueren Gesetzgebungen selbst für die Fälle gültig ist, wo es sich um commercielle Schulden handelt. Sie sehen, mit welcher Bärtlichkeit —

Frau v. B. Solche Bärtlichkeit weist jede mit Vernunft begabte, zum Selbstbewußtsein berufene Creatur verächtlich zurück. Wer die Freiheit hat, zu sündigen, hat auch das Recht, bestraft zu werden. Wer hierbei ausgenommen ist, wird nur bemitleidet, für unfähig erklärt, moralisch zu handeln. Solche Begünstigungen waren nur Beleidigungen.

Doctor K. Sie waren es nicht, weil sie es nicht sein sollten. Sie entsprangen aus der Ueberzeugung der Männer von der liebenswürdigen Bedürftigkeit der Frauen.

Frau v. B. Sie reden dieser Ansicht zu sehr das Wort, als wünschten sie sie noch lebendig. Die Frauen lassen sich aber nicht mehr wie bulbende, Bilder in die Wanddecke stellen. Für ein Bild in der Nische hat man einige Augenblicke frei und läuft dann den ganzen Tag über für sich herum. Die Frau läßt sich heutzutage nicht mehr so behandeln; sie geht überall mit.

Doctor K. Aber wir sprechen ja vom Mittelalter!

Frau v. B. Hielt man denn im Mittelalter die Frauen für dumm?

Doctor K. Sie machen mich verlegen, — Sie rücken mir das Thema zu sehr auf den Hals!

Frau v. B. O, das soll Sie nicht hindern, den Mund frei zu haben.

Doctor K. Also Redefreiheit geben Sie doch, wenn Sie emancipirt sein werden?

Frau v. B. Böllige!

Doctor K. Nun denn! Nicht für dumm hielt man im Mittelalter die liebenswürdigen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, —

Frau v. B. Keine altmodischen Redensarten!

Doctor K. Nicht für dumm, aber für mitleidenswerth. Sie waren, nach dem Glauben des feudalen Zeitalters, einiger Organe gänzlich beraubt. Um ein Vasall zu sein, mußte man unter anderm dem Lehnsheerrn, wenn er's verlangte, unverbrüchliche Verschwiegenheit geloben. Die Frauen, sagt Tiraquau, sind wegen Geschwähigkeit ausgeschlossen. Von den Frauen, sagt Bassus, erwartet man nicht, daß sie Geheimnisse bei sich behalten. Knaben und Weiber, sagt ein dritter, eben so gelehrter und eben so ungalanter Rechtslehrer, Knaben und Weiber verbergen nur was sie — nicht wissen.

Frau v. B. Gott! Sie sind ja überschwänglich an gelehrten Citaten!

Doctor K. Ich wollte Ihnen bloß mit Einzelfällen das Gegengewicht halten. Uebrigens was Einzelfälle betrifft, so

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. October 1843.

Nibelungen im Frack.

So lautet der Titel des neuen Gedichtes von Anastasius Grün. Es ist, rechnet man die polemischen Discurse und Intermezzi ab, ein komisches Epos. Der Held desselben, ein Herzog Moriz Wilhelm, aus einer Seitenlinie des sächsischen Hauses, Administrator des Hochstiftes Merseburg, lebte zu Ende des 17. und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, starb auf dem Schlosse Dobritugk und wurde im Merseburger Dom beigesetzt. Seine Leidenschaft für die Bassgeige war weltbekannt; er vergaß darüber Land und Leute, Himmel und Erde. Der grobe Bauernverstand seiner Unterthanen wittert im verehrten Landesvater etwas Tollheit, und in der That, weil er nur Sinn für die Geige hat, wird er, bloß aus musikalischer Schwärmerie, einer jener gemüthlichen Tyrannen, von denen die deutsche Geschichte eine kleine Reihe aufzuzählen hat. Wenn er durch sein Land reist, so sieht ihm die geliebte Viola, die ihm zur Linken angetraut ist, zur Seite; mit der Rechten führt er statt des Scepters den Fiedelbogen. Tritt nun der Schulze des Ortes, oder ein hochweiser Rath der Stadt ihm entgegen, und läßt in die Lob- und Festsrede etwas von Beschwerden einfließen, so fängt der Herzog an zu geigen, beschwichtigt mit Musik allen Landeskummer, und jedwede Klage des Volkes verstummt. Einstmals aber — der Herzog sitzt mit seinen Musikanten im Schlosse und kommt gar nicht mehr zum Vorschein — rottet sich ein Haufe zusammen. Gewatter Klempner klagt, der Herzog verbräuche allen Harz für die Geigen seines Orchesters; der Bruder Bierbrauer, der Stolz Merseburgs, ist so aufrührerisch, zu behaupten, bei dem ewigen „Geigendonnerwetter“ im Schlosse werde sein Bier sauer; genug, jeder im Lande klagt und die Empörung ist fertig. Sie rücken schon im Sturm heran zum Schlosse; aber auch dies Mal betäubt der Herzog die Gemüther:

„Der Anwalt spricht sich heiser, der Herzog aber schweigt.

Die Menge murmelt leiser, der Herzog aber geigt.“

Und so besiegt er abermals die Hydra der Rebellion. Und er wird sehr übermüthig in seinem Glück; seine musikalische Manie versteigt sich zu übernatürlichen Gelüsten. Seine Kapelle ist vortrefflich; er hat die besten Musikanten in seinem Solde;

aber er wünscht sich noch einen Zwerg, der so klein ist, daß er die Violine zwischen die Beine nehmen und als Bass streichen muß, und er wünscht sich andererseits einen Riesen, der so groß ist, daß er den Contrabaß wie eine kleine Geige in den Arm nimmt und spielt. Und siehe! auf einem Spaziergange findet er im Gesträuch einen Liliputaner, der sich über die russische Grenze flüchtete. Dieser Kleine war der Liebling des Czaren, saß allmittags auf der Tafel des Herrn und residirte in der Pastete vor der Nase des Gewaltigen. Aber der Zwerg verliebte sich einst in eine Prinzessin. Da wollte ihn der Czar rasch an eine Zwergin verheirathen, damit der frevelhafte Bursch sich nicht über seinen Stand erhöhe. Schon war die Zwergenhochzeit nach Tag und Stunde angelegt — und der Mensch aus Liliput lügt nicht, als er dem Herzog von Merseburg seine Lebensgeschichte erzählt; anno 1710 veranstaltete wirklich der Czar Peter der Große eine solche kleine Hochzeit zu Petersburg — da entließ der unglückliche Bräutigam, hing sich an den Schweif eines Kosaken, der nach der Grenze eilte, und kam so nach Deutschland, nach Merseburg. Der musikalische deutsche Herzog stellt ihn bei seiner Kapelle an und der Kleine muß die Geige zwischen die Beine nehmen und sie als Bass streichen lernen. — Und der Herzog spazierte abermals mit seinem Kanzler über Feld und Flur, seiner Sehnsucht nach einem Riesen für sein Orchester tief eingedenk. Siehe da! Herr Kanzler! spricht der Herzog, was für ein Thurm dort am Horizonte! — Kein Thurm, Serenissime! sagt der Kanzler, es scheint eine Windmühle, es bewegt ja zwei Flügel! — Aber Thurm oder Windmühle ist lebendig und kommt spornstreichs herüber zu dem vor Freude zitternden Herzog. Es ist ein Riese aus der Potsdamer Garde, Riese Jonas oder auch Einheer genannt, weil ihn sein Herr, der große Parabelkönig Friedrich Wilhelm I., so hoch und gewichtig wie eine ganze Armee anschlug. Die Werber hatten ihn nach Potsdam gebracht und er war ein Liebling der Majestät geworden. Als er aber einstens Stockprügel bekommen war er entlaufen. Und siehe! der Merseburger nimmt ihn in seine musikalische Garde und preßt ihm den Mann gegen sich an die Kinntlade drückt und ihn wie eine kleine Bassgeige spielt. Aber mit den Kabinetten von Petersburg und von Berlin geräth das Reich Merseburg alsbald in gefährliche Dissonanzen. Der Herr von

sie schwäbisch ist, ob sie als allgemein deutsch in unserem Naturell begründet liegt, kann man nicht gleich entscheiden, da sie vielleicht alles dieses zu gleichen Theilen ist. Heinrich Koller lernt seinen Herzog auf der Jagd zu einer Zeit kennen, als derselbe schon mit dem Plane umging, sich auf der Karlschule Menschen zu dressiren, die für seinen Staat tauglich seien. Er hatte früher in Ludwigsburg und auf seinen Schlössern ein höchst schwelgerisches Leben geführt. Von seinem großen Erzieher und Vorbilde, dem preussischen Friedrich, hatte er vielleicht nur die kleinen Launen der despotischen Willkür gelernt. Im Uebrigen reizte es ihn mehr, sein Ludwigsburg in ein Versailles en miniature zu verwandeln. Solitude, wo er auch zunächst die Karlakademie gründete, ward sein Lieblingsstz. Man erzählte noch lange von den Frohnen und andern harten Mitteln, durch die es möglich wurde, eine Einöde mit fünf Eichen in ein lachendes Paradies zu verwandeln. Es war nicht bloß ein Landgraf von Hessen-Kassel, der ganze Regimente seiner Landeskinder für Geld an das Ausland verhandelte und für den Verlust jedes einzelnen Gliedes dieser Schlachtopfer deutscher Fürstenliebe aufs genaueste in Thalern und Groschen die Taxe der Subsidiengelder sich ansehen ließ. Die Geschichte der Lady Milford in „Kabale und Liebe“ hat auch auf württembergischem Boden unter Herzog Karl ihren Prototyp; Schiller hat auch hier, nicht nach dem Leben gezeichnet, aber aus dem Leben der deutschen Welt von damals die Geister der Empörung in seine Dichtungen mit hinüber genommen. Wir lernen auch Herzog Karls Gemahlin kennen, Francisca, die er ihrem Manne entführte und die als Gräfin Hohenheim an seiner Seite figurirt. Die Geschichte läßt ihr jedoch Gerechtigkeit widerfahren. Vielleicht hatte sie sogar Einfluß auf den Wandel in Herzog Karls Leben. Er wurde plötzlich farg und sparsam. Aber auch hierin war er so extrem und despotisch wie in der Ausschweifung. Sein Land hatte beim preussischen Friedrich Klage geführt, die Stuttgarter waren aufgebracht, daß er sich der Hauptstadt entzog. Nun kam er und nahm in Stuttgart seine Residenz, lebte aber so knauserig, daß kein Mensch einen Kreuzer von seiner Hofhaltung verdiente. Er entließ plötzlich die Hälfte seines Militärs; die Officiere fluchten, sie mußten Schreiber oder Handwerker werden. Bei alle dem hörte Herzog Karl nicht auf, den Korporalsstock zu hantieren, man wußte noch, wie ein Leutnant einem bürgerlichen Rathe, der vor der Schildwache seine Reverenz zu machen, den Hut zu ziehen, vergessen, fünf und zwanzig Stockprügel aufmessen ließ und hernach nur mit einer geringen Strafe davon kam.

Das war das Regiment des Stiflers der Karlschule auf Schloß Solitude. Heinrich Koller hat dort Audienz und beschreibt die Anstalt, auf der sich der Herzog Figuren für sein mechanisches Puppentheater erziehen will. Der Fürst widmete ihr alle seine Sorgfalt und es ist staunenswerth, wie gewissenhaft dieser energische kleine Selbstherrscher aller Württemberger diese seine Lieblingslaune hegte und pflegte. Er geht herum im Institut und kostet die Suppe, examinirt die Zöglinge und die

Lehrer, mischt sich in das Kleinste der Hausführung und hält die ängstlichste Seelsorge bei Jung und Alt. Er will durchaus ein anderes Männergeschlecht erzielen, eine Masse, die wie Einer sich regt, wie ein Uhrwerk innerlich aufgezogen Takt hält, geht und schlägt. Der deutsche Kaiser machte ihm später das Compliment, die Schule zur Universität zu erheben. Im Grunde aber machte der Herzog auf seinen Festungen die Fortsetzung seiner disciplinarischen Studien. Wer dem Babel und der Jünglingszeit ent wachsen war, ohne, wie der Fürst sagte, zur Freiheit reif zu sein, den sperrte er auf Hohenasperg ein und ließ ihn dort weiter seine Schule machen, wie den Dichter Schubart, der dort zehn Jahre lang ohne Verhör saß und dann mit der Erläuterung, es sei dies ein disciplinarischer Versuch gewesen, entlassen und zum Director der herzoglichen Kapelle und Bühne ernannt wurde. Der Unglückliche hatte dort, wo er in einem Anfall von gigantischer Wuth „die Fürstengruft“ dichtete, schwerlich die Harmonie gelernt, vielmehr brach seine leidenschaftliche Natur in eine Disharmonie mit Gott und Welt aus, die an Raserei grenzte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Karl Devrient. Bald nach Jost's Gastspiel in Leipzig sahen wir Karl Devrient aus Hannover in einem Cylus von sieben Rollen. Er gehört unstreitig mit seinem Bruder Emil Devrient in Dresden zu den feinsten Charakteristikern im Helldensache. Der Verein von Heroismus und genialer Intrigue in seinem Fiesko stellte seine gesammten Kräfte, wie uns schien, in das vortheilhafteste Licht. Macht des Organs, Adel der Erscheinung, Schwung der Auffassung und Feinheit in der Durchführung des Einzelnen, Alles zusammen riß als vollendetes Ergebniß von Kunst und Natur zur Bewunderung hin. Ungewöhnlich ist die Art, wie er den Hamlet giebt; der phantastische Schwung, wie er diese Gestalt nimmt, weicht ganz ab von der gewohnten Auffassung des Charakters, wie sie uns seit Wolf geläufig geworden, wie sie freilich seit dem Tode dieses Darstellers in Deutschland nicht mehr zur Erscheinung kam. In seiner Art gewinnt Karl Devrient der seltsamen und vieldeutigen Gestalt des träumerischen Prinzen ganz neue überraschende Schönheiten ab. In der Begegnung mit Ophelien und mit den Schauspielern erlebt er die Triumphe seines romantischen Spiels. Sein Bolingbroke im „Glase Wasser“ gab uns ein glänzendes Bild eines geistvollen modernen mauvais sujet. Sein Hugo in der „Schuld“ bewies, daß sein Spiel auch in gezielter und geschminkter Romantik einige wahrhaft menschliche Momente herauszufinden und glänzend hinzustellen weiß. Am eigenthümlichsten ist Devrient vielleicht in der Elegie der zarten Empfindung, so viel männlichen Heroismus seine ganze Natur sonst zur Erscheinung bringt. Sein Harleigh in „Sie ist wahnsinnig“ gehört zu den tiefsten und feinsten Leistungen deutscher

Bühnenkunst; die Wirkungen seines Spiels zeigen ihn hier vertraut mit den tiefsten Geheimnissen der menschlichen Seele. — Leider war es uns nicht vergönnt, den großen Umfang seines Repertoires noch weiter kennen zu lernen. Man spricht auch viel von Karl Devrient's Bear.

Thomas Carlyle hat in seinem neuen Buche Past and Present Englands Vergangenheit und Englands Gegenwart neben einander gestellt, und indem er jene eben so gründlich wie diese mit scharfer Satyre beseitigt, sucht er für die Zukunft seines Volkes eine Bahn. Der tief sinnige Carlyle ist mit seinen Sympathien für Deutschland der Mittelpunkt einer Partei in England, die sich mit dem Namen „junges England“ bezeichnen läßt und in der That diese Benennung eher als eine Partei im Unterhause, die sich so nennt, führen kann. Je weniger zahlreich diese Partei sein mag, desto fester wurzelt sie vielleicht mit ihren Grundsätzen in sich selber. In Shelley, dem idealen Menschen, in Byron, den Thomas Carlyle einmal „einen halben Schiller“ nannte, waren vereinzelt Vorkämpfer dieser Richtung erschienen, deren beredter Advocat und begeisterter Philosoph jetzt Carlyle ist. Sein neues Werk ist wieder in einem Style geschrieben, dessen deutsche Färbung in England noch für sehr unpopulär gelten mag, und dessen glühender Schwung wie durchdringender Stachel ihn als den feurigen Sohn unseres Jean Paul bekundet. Uns Deutsche wird die barocke Form nicht hindern, seinen Tief sinn zu fassen, und es steht zu wünschen, daß ein gewandter Bearbeiter, der zugleich die Bedürfnisse des eignen Volkes auf seiner jetzigen Entwicklungstufe kennt, es in unserer Sprache allgemein zugänglich machte. Freilich steht in England der Mann der Zukunft in ganz anderem Verhältniß zur verworrenen Masse der überlieferten Gegenwart. In Deutschland ist ein Zeitalter der materiellen Entwicklung erst angebrochen; der Geist des Fortschrittes kann sich den mächtigen Anstrengungen der Industrie nicht widersetzen wollen, wenn ihm das Bewußtsein erwachsen ist, daß sich auf deutschem Boden ein Bürgerthum mit seinen Kräften heranzubilden müsse. In England ist das industrielle Bürgerthum bereits zu einer Aristokratie des Geldes ausgeartet, die, zum Theil im Bunde, zum Theil als Nebenbuhlerin mit der Aristokratie der Geburt, gegen das Volk jene furchtbaren Mauern aufrichtete, welche Reich und Arm wie Himmel und Hölle scheiden möchten. Das System des Aushungerns, das man gegen das Volk in England anwendet, scheint jetzt in seinen Grundfesten erschüttert zu werden. Mit diesem Systeme werden auch alle sonstigen Barbareien Altenglands stürzen, der Hochmuth der Bevorzugten, die religiöse Tyrannei, die Schwelgerei des Egoismus, der ganze Dienst des Mammonismus. Dies Wort gehört zu Carlyle's Erfindungen. Er bringt für England die ganze jetzige Epoche literarisch zum Bewußtsein. In der Ab-

schaffung der Korngesetze sieht er den Anfang zur neuen Ordnung der Dinge. Seine Blicke in die Gefängnisse, in die Arbeitshäuser, in die Souterrains, in die dunklen Winkel der großen glänzenden Städte liefern Beiträge zu den Romanen von Boz. Haben wir in Boz den Genremaler für diese Partien des Menschenlebens, so ist Carlyle dafür der humane Philosoph, der freilich auch grell genug schildert, weil sein Geist schaudert, sein Herz sich empört, seine Phantasie im Anblick des Entsetzens fast verwildert. „Und selbst im fleißigen Schottland,“ sagt er in seinem Buche, „in den Städten Glasgow und Edinburg, in ihren finstern Gassen, verborgen vor Allen, außer vor dem Auge Gottes, giebt es Scenen des Elends, der Entblößung, der Verlassenheit, wie sie die Sonne nie in den wüsten, von Menschen bewohnten Ländern beschien.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Mit Schrecken hat England gesehen, daß von den Millionen von Kindern, die am Herde der Industrie aufwachsen, die Mehrzahl von Gott nichts weiß, von ihm nichts hat als das Stück trockne Brot. Schon vor vier Jahren bewies ein Minister dem Parlament, daß es allein in vier Städten mehr als 80,000 Kinder gab, die weder Unterricht noch Erziehung genossen. Man hat diese furchtbare Menge sorglos aufwachsen lassen; jetzt sind die Städte damit angefüllt, und es bedurfte zum Beweise ihres gefährlichen Daseins einer Explosion, deren Echo noch widerhallt, um das Gesetz ernstlich mit Beseitigung dieser drohenden Gefahr zu beschäftigen. Die Listen der Verbrecher in Manchester, Birmingham, Leeds, geben die furchtbarsten Resultate. Im erstgenannten Orte wurden im Jahre 1841 nicht weniger als 13,345 Individuen eingekerkert, darunter 745 Frauen und 3069 Wesen unter 20 Jahren. Kinder von 7 und 8 Jahren waren häufig genug darunter, eine Anzahl von 14 Jahren zählte ebenfalls schon zu den ausgemachten Verbrechern!“

Antike Trauerspiele. Nachdem die Sophokleische Antigone seit Jahr und Tag in Berlin als Oper in Scene gegangen und der vorübergehende Anreiz vielleicht schon befriedigt ist, erscheint die Böckh'sche Uebersetzung des Stückes, die wohl in deutscher Uebersetzungskunst ein classisches Meisterstück genannt werden mag. Deutsche Gelehrsamkeit kommt leider so häufig post festum! — Zugleich unternimmt Dr. Marbach eine moderne Umbichtung der alten Tragödien. König Oedipus erschien bereits in seiner Bearbeitung mit fünffüßigen Jamben und gereimten Chören. Freilich ist der Reim die Muske unserer rhythmischen Poesie, und wenn die Berliner nun auch die Medea in ein modernes Melodram mit vollem Orchester und Operngesang verwandelt haben, hätten sie gut gethan, sich die Chöre gereimt übersehen zu lassen, damit doch etwas Gereimtes in die Sache kommt. Unsere Schauspieler und Sänger quälen sich furchtbar ab an den alten Mäßen. Man sagt, die Schauspielkunst von heute sei nur noch eine Virtuosität in der geselligen Conversation, in bürgerlichen Stücken. Vielleicht lernen unsere Schauspieler in der antiken Tragödie — wieder auf Stelzen gehen.

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 15. October 1843.

Schiller's Heimathjahre.

(Schluß.)

Mit der Auidenz auf Solitude beginnt das lebendige Interesse der trefflichen Schilderungen. Von den Mauern des Schlosses wird nicht bloß der Hohenasperg, auch Hohenneuffen und Hohentwiel, zwei andere große Zwingburgen im kleinen Lande, werden ersichtlich. Es könnte auffallen, daß nicht auch das Irrenhaus mit der Zwangsjacke von dem großen Menschen-erzieher zu seinen principielle Anstalten gezählt wurde. In- dessen trieb man die Zöglinge schon auf den Festungen bis an die Grenze der gesunden Vernunft. Auf Hohentwiel saß auch Moser, der deutsche Rechtslehrer, ferner Oberst Rieger, der uns später, nachdem seine Erziehung vollendet, als Comman- dant des Hohenasperg wieder begegnet, und im Druck gestählt, selbst einer der härtesten Zuchtvögte geworden ist. Einen Hang zum Pietismus merkt man Allen an, die in jenen Strafanstal- ten zu Menschen dressirt wurden. Selbst der edle Schubart, der gewaltige Reder, der seiner Zeit die Journalistik wie ein ehrllicher Götze von Verkündern trieb und mit eiserner Faust schrieb, ist im Käfig nicht frei geblieben von düstern Anfechtun- gen. Wir finden ihn zuerst in der Reichsstadt Ulm, als Musi- kus und Redacteur der „Chronik.“ Er liest in Concerten Klop- stock'sche Gedichte vor und zieht zu Ehren eines Bach und Graun gegen die italienischen Musiker zu Felde, denen er eine Cantate von Trabuschki vorspielt und in ihrer Bewunderung des Con- stants sie bittet, den Namen des Verfassers rückwärts zu lesen, wo sich denn zu ihrer Beschämung sein eigener Name ergibt. Trefflich ist die Scene im Gewirt des Wirthshauses, wo Schu- bart unserm Koller einen Aufsatz dictirt. Koller war vom Herzoge abgeschickt, ihn zu warnen, denn er hatte in seinem Blatte leichtsinnig den plögllichen Tod der Kaiserin Maria The- resia verkündigt, während sie zu Wien im besten Wohlsein lebte. Gleich darauf aber hatte der rücksichtslose Mann eine Klage über die so häufige Kinderlosigkeit so vieler deutschen Fürstenhäuser erhoben und unter diesen auch Württemberg mit dem Bemerken genannt, darüber lasse sich mehr denken als sagen. Der Herzog ließ ihn hinterlistig vom Gebiete der freien Stadt Ulm locken und auf seinem eignen Grund und Boden verhaften. Meister- haft ist diese ganze Charakteristik Schubart's und die Darstellung

erreicht in der Scene seiner trostlosen Wuth auf der Festung ihren Gipfel. Die ganze Schilderung des Lebens auf Hohenas- perg ist vortrefflich. Koller selbst hat eine Commission des Her- zogs schlecht besorgt, verliert seine Lehrerstelle an der Karlschule und soll in der pädagogischen Anstalt, wo Schubart sitzt, zur Vernunft kommen. Der Zufall will es, daß der Dichter der Fürstengruft sein Wandnachbar wird. Durch eine Oeffnung unter dem Ofen sehen sich Beide mit einander in Verbindung. Dann und wann sehen sie sich auch in den Freistunden. Beim ersten Anblick des genialen Mannes erschraak Koller. Das war nicht mehr der humoristische Feuerkopf von Ulm, der auf die Gewalthaber rhythmische Flüche donnerte und mit dem Pritsch- holze gegen die Böllerei in den Klöstern zu Felde zog. Aufge- dunsen, sieht: so tritt Schubart äußerlich vor ihn hin. Sein Witz ist lahm geworden, die Flügel seines Geistes sind geknickt und die geheime Submission, zu der er sich bekennt, hat er sich nach und nach, um ein Freisündchen zu erbetteln, ange- lernt. Dieser gebeugte Riese ist ein Ergebnis der pädagogischen Studien auf dem Hohenasperg. Durch Belohnungen und Stra- fen war der unglückliche Dichter der pietistischen Propaganda in die Arme geliefert. Er beklagte den Verlust eines größeren Gedichtes, das man ihm unter der Drohung entrißen, ihn an den eisernen Ring in der Wand zu schmieden, falls er solch weltliches Zeug zu dichten fortfahre. „Der verlorene Sohn“ war das untergegangene Erzeugnis seiner Muse betitelt, und Koller erfährt, der Stoff sei dem Schicksale seines Vorgängers im Gefängnisse entlehnt gewesen dem durch eine abscheuliche Familienintrigue sein dortiger Aufenthalt bereitet worden. Wie ihm Schubart die Begebenheiten erzählt, sieht man wohl, daß ihnen unverkennbar die Züge der Brüder Karl und Franz Moor zu Grunde liegen.

Somit sind wir abermals auf Schiller gewiesen, auf dessen Jugendleben und Jugenddichtung alles im Buche hinausläuft. Schubart aber ist eine so hervorragende Gestalt darin, und des- sen Zeichnung eine so gelungene, daß der Roman füglich nach ihm so gut wie nach Schiller den Titel führen könnte. Der Schluß des Romans läßt den unglücklichen Märtyrer freilich noch auf der Festung. Erst später, wissen wir, im Jahre 1787 wurde er auf Commando des Herzogs freigelassen. Schubart war nach Sprache und Schwung seiner Phantasie ein deutscher

Pindar, ein Vorläufer Schiller's. Sein Geschick flößt uns eine doppelte Theilnahme ein, weil der große Held unseres nationalen Denkens und Fühlens, Schiller selbst, nur eben so vorbeistreift an demselben Loos, wie ein eingekerkelter Adler, dem man die Flügel gebrochen, langsam hinzustechen. Die Flucht rettete ihn und der Genius, der über Deutschland wachte, erhielt uns den Stolz und den Hort unserer nationalen Zuversicht. Wir sehen Friedrich Schiller zuerst als Schüler in der Karlschule, wie ihm bei Tische vor dem Herzoge eine verwegene Rede entwischt, wie er den Clavigo spielt und durch sein colossales Geberdenspiel beinahe das ganze Stück umflößt. Als dem geistig Bevorzugten in der Schule ward ihm die Hauptrolle zuertheilt; aber sein ungehebriges Pathos drohte alle Scenerie, alle Gesellschaftsordnung, in denen sich der feine Dialog des Göthe'schen Stückes hält, zu zerreißen. Im wilden Handgemenge seiner Action verschiebt sich ihm die Perrücke und sein rothes Haar schillert zum Ergötzen der Zuschauer hervor. Von Göthe's Person ist auch in der Karlschule die Rede. An der Seite des Herzogs von Weimar betrat er die Anstalt und es ist ergreifend, wie seine Erscheinung auf den zehn Jahre jüngeren Schiller wirkte. Hermann Kurz macht uns wenigstens dies glaublich. „Ein schöner, stiller junger Mann“ — schildert ihn der Dichter der Räuber — „mit dem Siegel Apollo's auf der Stirne, mit dem Prometheusfeuer in den Augen. Man sah ihm gar nichts Wildes, Sturm- und Drangmäßiges an; er wurde feuerroth, als einer der Redner eine Stelle aus seinen Werken citirte. Ich hätte ihm an den Hals fliegen mögen. Ach, wie beneidete ich ihn! nicht weil er geehrt unter den Großen und Vornehmen stand, sondern weil er, noch so jung, die Welt frei beschauen durfte, an der Seite seines Fürsten und Freundes auf Abenteuer ausreitend. Jetzt bin ich selbst in dem Alter, wo er schon so viel erlebt hatte, und wenn ich daran denke, möchte ich durch die Bände brechen!“

Sehr grotesk und zugleich ergötlich ist die nächtliche Scene, wo Koller seinen geliebten Schüler mitten im Schlaftaale belauscht, wie er eine Scene aus Karl Moor declamirt, sich durch sein Pathos in feurige Begeisterung setzt und in diesem Strome des phantastischen Ergusses einige Monologe seines Helden dichtet. Später sehen wir Schiller als Regimentsmedicus auf der Parade, im Weinhaue und mit seinen Gefährten, den Stiftern, die sich, hier und dahin zerstreut, doch immer wieder zusammensinden. Er war ohne Urlaub nach Mannheim, wo man seine Drama spielte, entwischt, und der Herzog hat eine Drohung gegen den „undankbaren Schüler“ fallen lassen. „Man verlangt Dankbarkeit von mir,“ bricht der Dichter in Zorn aus, „eine Conventionsmünze, die sich in gemeinen Händen immer reichlich vorfindet. Es ist wahr, die Welt kann mir Verpflichtungen vorhalten, und ich werde sie vor der Welt nicht ablängen. Hier aber, wo wir allein sind, läßt mich's doch einmal, diese Verpflichtungen vor mein Tribunal zu ziehen, und Ihr sollt meine Geschworenen sein. Man hat mich in einem Alter, wo ich noch nicht fähig war, über meine Bestimmung nachzu-

denken, aus den Träumen meiner Kindheit herausgerissen, man hat mir, ohne mich zu fragen, ohne einen Blick in die magna charta zu werfen, die Gott in meine Wiege gelegt hat, die Gnade der Erziehung zu Theil werden lassen. Was heißt das? Es heißt mit andern Worten, man hat den Kigel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, die berühmte Kaferei, Menschen zu dreheln, an mir ausgeübt. Ob das bei mir gelungen ist, — ich glaube es nicht ganz; ob ich mich aber je so weit wieder erholen werde, daß ich wieder meine ursprüngliche, von Gott empfangene Menschennatur gewinne, die ich gratis und ohne unterthänigste Dankagungsschreiben mit auf die Welt gebracht habe, das weiß ich nicht. Schon der erste Versuch war ein Eingriff in mein heiligstes Palladium, aber es blieb nicht dabei: man hat mit meiner Berufsneigung wie mit Würfeln gespielt. Meine unmittelbarsten Rechte hat man mit Füßen getreten und durch neunjährige Dressur mich zu der Puppe gemacht, welche jezt Regimentsfeldscheerer und Creatur der fürstlichen Gnade heißt, und wenn ich diese Fesseln, mit denen man mich behangen, abschütteln will, wie man Morgens beim Erwachen einen absurden Traum abschüttelt, so nennt man das eine Undankbarkeit!“ — Mich dünkt, Kurz hat den Ton getroffen, in dem wir uns die Jünglingsgestalt unseres Schiller in einer donnernden Rede voll Zorn und Freiheitslust denken. Der Herzog aber, der Mann der Perrücke, des Lineals und des Corporalstocks, ist und bleibt wenig erbaut vom Genie seines Zögling's. Das tolle Pathos in den Räubern hat sogar den Kopf einer jungen Dame verbrocht, die plötzlich aus dem Institut entschwindet und im Schwarzwalde unter Zigeunern herumirrt. Der Herzog schickt ihr den Koller nach, der sich dann auch lange in der Irre herumtreibt und uns unter anderem in ergötlichen Schilderungen die kärgliche Idylle eines schwarzwälder Pfarrers mit seiner ländlichen Ehehälfte beschreibt. Andere Partien im Buche, die der Erfindung des Verfassers zur Gestattung überlassen blieben, sind entweder zu breit, oder weniger geglückt. Ueberall, wo das Buch den Charakter des Remoirenromans festhält und der Verfasser das aus mündlicher Ueberlieferung alter Zeitgenossen jener Periode Zusammengetragene mit getreuem, emsigem Pinsel lebendig macht, erhalten wir höchst dankenswerthe, vortreffliche Bilder aus dem Leben. Wenn Immermann in seinem Münchhausen Westphalen, Alexis-Häring in seinem Cabanis die Mark Brandenburg im Laufe des vorigen Jahrhunderts treffend in Bildern wiedergaben, so hat auch Kurz mit nicht geringem Geschick schwäbische Geschichten geliefert und unsern vaterländischen Volksroman mit Glück angebaut.

Ein Schloß am Meer.

Dieser Titel versetzt uns in das Gebiet der Romane, wir glauben den Harfenklang der Umland'schen Poesie zu hören. Inzwischen ist es ein Roman in zwei Bändchen, von Levin

Schücking, was uns mit diesem Anfluge entgegentritt. Wir folgen dem Erzähler an den Strand der Nordsee, an die Dünen der ostfriesischen Küste. Hier wird kein Romanzenton laut, keine Genien flattern hier in der Luft des schönen südlischen Wehagens, kein sanfter West mit seinem Hauch voll Glück und Seligkeit. Hier gehen Gespenster um, lichtscheue Kobolde, nebelbeuchte Schattenbilder. Die Ballade sitzt hier auf nackter Klippe, der Schrei der Möve begleitet ihr schrillendes Lied und in den Schiffstrümmern am Ufer wird es beim Takt der schlagenden Welle wie Hüßeruf Verunglückter lebendig. Und die düsteren Mauern der alten Dietburg sind so unwirlich wie der Strand, so erbarmungslos wie das tobende Meer, ja so tückisch fast wie der Wirbelwind, der mit den Schiffen sein Spiel treibt. Der alte Baron, der Herr der Beste, übt das Strandrecht. Und um jeder Zeit seinen Fang recht voll und sicher zu machen, hat er sich gleichsam einen heimlichen Magnet erfunden, der die Schiffe, die landen wollen und den Hafen in der Nähe suchen, trüglisch hieherzieht und sie an der Düne stranden läßt. Der alte Raubherr hat sich auf der Zinne seines höchsten Schloßthurmes eine hellleuchtende Maschine errichtet mit Spiegelwänden, die ein künstliches Licht auffangen und weit hinaustragen über's Meer. Im Lande hat sich das Gerücht verbreitet, er treibe bei Nacht dort oben geheime Kunst, um die Bahn der Sterne oder den Stein der Weisen, das Geheimniß der Goldmacherei, zu finden. Hier und da aber flüstert sich das Landvolk zu, die Feuer säule locke wie ein verrätherischer, falscher Leuchtturm die Schiffe heran, und des Seemanns Fluch klebt an den finstern Thürmen und seinem tückischen Fackellicht. Wenn die Schiffe dann in wilder Sturmnacht scheitern, dann eilt der Alte mit seinen Dienern auf den Ruf der Verunglückten herbei, rettet was zu retten ist, führt die Nackten in sein Schloß und bringt die Waarenballen der reichen Kauffahrer in die nahen Felsenkeller der Burg. Er beherbergt die Armen, aber er übt an ihrem Gut unerbittlich sein Strandrecht. Vor den Thränen der Beraubten, vor dem Weheruf der Verzweifelten bleibt er stumm und taub, seine Reifigen sind im Raubhandwerk geübt, hinter den Mauern verhallt manche allzu dreiste Klage, und selbst die Tochter, die um die nächtlichen Ritterthaten des Vaters weiß und den Dienst, den er Verunglückten leistet, in seiner ganzen Schmach kennt, wird wie eine Gefangene im finstern Nest gehalten. Ein tiefer Groll gegen die ganze Menschheit führte den Alten zu dieser Tücke, die er an Einzelnen verübt, welche ihm der Zufall, schändliche List und die Barbarei des mittelalterlichen Herkommens in die Hände liefert. Auf der Tochter liegt der Fluch der Mitwisserschaft, und der Zwiespalt zwischen Kindespflicht und Empörung gegen die Schandthaten der Nacht treibt sie zur Verzweiflung. Die Zeit, in die uns der Erzähler versetzt, ist keine mittelalterliche mehr, er führt uns in das vorige Jahrhundert. Der Matrose hofft, Englands Kanonen würden die Dietburg einmal zerstören. Schließlich aber rottet sich das Landvolk zusammen, stürmt die Mauern und legt die feindlichen Thürme in Brand und Asche.

Dies ist die Sage in ihrem schließlichen Verlauf, wie sie dem Romane zu Grunde liegt. Stoff und Boden, Personen und Umgebung, alles stimmt zur Ballade und würde im richtigen Rhythmus von unzweifelhafter Wirkung sein. Die Erzählung in ungebundener Rede hebt indes die Balladenstimmung, die der Stoff giebt, nicht auf; Levin Schücking entwickelt die Sage zu einer festen geschichtlichen Wirklichkeit, wie sie der Roman verlangt, und hält das düstere Geheimniß des alten Raubherrn mit seinen schauerlichen Eindrücken sehr geschickt im Hintergrunde des ganzen Gemäldes. Der Roman freilich will mehr geben als bloß ein stehendes Bild; wir verlangen von ihm die Geschichte der Personen, die in der Ballade zu einer Gruppe zusammentreten. Und so giebt uns denn Schücking die Familienschicksale der Dietburge als den ausgedehnten Stoff seiner Darstellung. Es ist eine Reihe von Novellen, in welche der Roman zerfällt. Jede hebt ganz auf anderem Plage an, und führt unsere Aufmerksamkeit, indem sie uns ablenkt, scheinbar irre; wir folgen nicht ohne Sträuben der Willkür des Verfassers, der immer ganz entlegene Fäden anspinnt, schließlich uns aber wieder zu dem Gewebe der Familiengeschichte hinführt. Zu Anfange macht uns die Erzählung in einer alten Stadt des Reichs heimisch, die mit ihren gothisch-germanischen Thürmen und gegiebelten Häusern eben so charakteristisch ist als der Hofgerichtsamtöverwalter, in dessen steifer, altnobischer Umgebung wir zunächst festgehalten werden. Sein Enkel, der in der Dressur bei dem alten Sonderling zu einem echten Sohne Altdeutschlands heranwächst und doch seine Schwingen für die weite Welt bald flügge fühlt, ist die Figur, an welcher wir den bindenden Faden für die einzelnen Novellen haben. Seine Neigung zu einer schönen stolzen Nachbarin ist besonders anmuthig geschildert. Dies Idol erster Liebe wird dem Knaben entzogen. Die Dame wird die Gattin eines fremden Barons, der an der Nordsee heimisch ist, und mit Schloß Dietburg verläuft diese Episode in den dunklen Schooß der Familiengeschichte. Die zweite Novelle führt uns directer mit dem Abenteuer eines Reisenden auf die fabelhafte Burg. Eine Nacht des Sturmes entwickelt uns dann das Gewerbe des Schloßherrn und zeigt uns in lebendigen Farben eine jener eben so gewaltfamen als erlisketen Raubscenen am Strande. Paul, der junge passive Held des Romans, geht nun auf die hohe Schule, auf die Wanderschaft, kommt nach Salzburg zum Bruder seines Großvaters, einem Prälaten, zu dessen Umgebung ein junger Mönch, Namens Dietburg, gehört. Dieser mit seinem Berufe bis zum Wahnsinne zerfallene Mensch verweist uns nach seinem ganzen Wesen ebenfalls auf ein gräuliches Verhängniß, das schon über seine Geburt schwebte. Ein neues Gemälde eröffnet sich uns ferner in der Mitte einer französischen Emigrantenfamilie. Deren Bedürfnisse führen uns zu neuen Gruppen, in deren Verschlingungen der Dichter Alfieri mit seiner abenteuerlichen Wandergeschichte zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Mittelpunkt abgiebt. Diese Episode vor allen bedurfte füglich einer selbstständigen Entwicklung, sie ist nach den von Schücking nur

Skizzenhaft hingeworfenen Stoffen und Begebnissen viel zu reich, um so nebenbei zu ihrem Rechte zu gelangen. Gehörig ausgeführt würde sie als eine in sich fertige Erzählung mehr Geltung gewinnen. Den Vorwurf eines verschwenderisch verthanen Reichthums will ich weiter dem Roman nicht machen, vielmehr ist die Gebrängtheit des Stoffes, der sich zu einem Convolut von Vielerlei zusammenballt, ein Fehler, der auf das Gegentheil schließen läßt. Der Calcul des Verstandes hat das Gewebe des Romans allzu erfinderisch angelegt und mehr Entwicklungen, Gruppen und Scenen herbeigezogen, als die Poesie des Gemüthes bewältigen und gehörig verbrauchen konnte. Wo wir auf etwas Skizzenhaftes stießen in der Production von heute, da können wir sicher annehmen, zwischen Erfindung und Ausführung fehle die Eintracht, die den eigentlichen Poeten macht, dessen Phantasie nicht mehr erschwingt, als sein Verstand erkennen, sein Gemüth mit Wärme pflegen kann. — Schücking hat sich binnen kurzem in der Lyrik, im Aufsatz, im Märchen, in der geschichtlichen Scenerie, fast gleichzeitig versucht. Ueberall begegneten wir einem tiefen Gemüth, einer schönen Wärme dichterischer Begabung; aber nirgends ist der ganze Poet in ihm fertig, noch sein Wesen nach einer Seite hin ausgebaut. Es mag aber schwer sein, so vielgestaltig auf mehreren Punkten zugleich sich entwickeln zu müssen. Dies Zeitalter zwingt fast zu dieser Vielseitigkeit, bei der aber die Harmonie der Ausbildung selten früh erreicht wird. So außerordentliches Talent für den Roman Schücking in diesem seinen Werke uns verbürgt, so ließen sich doch diejenigen Scenen, die vollständig von ihm durchlebt, durchathmet und durchgearbeitet sind, nur als einzelne aufzählen. Das Gerippe des Romans ist mit sehr viel kluger Speculation angelegt, die Fäden fein verschlungen und der Knoten mit seiner Spannung gehörig geschürzt und entwirrt. Aber weil das Ganze nicht sorgfältig getragen und gehegt zu sein scheint, so entspricht nur auf einzelnen Punkten die Ausführung der Erfindung. Erfinden kann auch der raffinierte Kopf, ausführen nur der Dichter. Jener zeigt uns Möglichkeiten, die aber wie Schattenspiel an der Wand leblos bleiben, bis die Kraft des Gemüthes diesen Wesen Seele giebt und sie mit Leben, mit Blut und Fleisch begabt. Ueberall aber, auch wo Schücking uns Crayonstriche unterschiebt, während wir Delibilder verlangen, überall gewinnt er uns durch die Gewalt eines schöpferischen Gefühls, durch den Tiefinn eines dichterischen Geistes.

Wir haben unsern Leser bei Alfieri verlassen, dessen interessante Lebensschicksale uns der Roman allzu flüchtig entwickelt. Diesem Poeten der italienischen Tragödie, — so ergiebt sich dann weiter — wird die Geschichte eines Deutschen als möglich brauchbarer Stoff zu einem Theaterstücke mitgetheilt. Es ist dies die Jugendgeschichte des alten Herrn auf der Dietburg. Ob seine Abenteuer, Leiden und Freuden, hinlängliche Motive zu seiner späteren Entartung sind, mag sich der geneigte Leser

selbst zu beantworten suchen. Ich will ihm hier die Antwort schuldig bleiben. Die Frau und die Tochter des Alten erscheinen unserem Paul auf seinen Streifereien bald hier, bald da in geheimnißvollen Gestalten. Die Leidenschaft seines Herzens führt ihn endlich auf das Schloß am Meere, wo sein Schicksal ein Genüge und alle Räthsel ihre Lösung finden.

Feuilleton.

Deutsche Literaturgeschichte. Von Dr. Rinne, Oberlehrer am Gymnasium zu Zeitz, erschien (in 2 Bdn. gegen 900 S.) ein in vieler Hinsicht vortreffliches Handbuch zum Studium der deutschen Literaturgeschichte. Es stellt sich dem Stofflich reicheren und gründlicheren Werke von Gerwinus an die Seite, ergänzt dieses und führt die Entwicklung des literarischen Deutschlands ohne Vorurtheil und Beschränktheit bis auf unsere, an Talenten arme, aber an Gedankeninhalt bedeutende Gegenwart fort. Gerwinus' pragmatischer Materialismus hat für sich seine Geltung und soll nicht dadurch geschmälert werden, wenn wir Dr. Rinne im Raisonement bedeutender, geistvoller, freier, und des gegenwärtigen Standpunktes deutscher Interessen in Religion, Wissenschaft und Literatur kundig nennen. Freilich überwiegt bei ihm die Gewandtheit in der Reflexion die sachliche Darstellungsfähigkeit. Rinne nennt sein Buch eine innere Geschichte unserer Literatur. Er will vielleicht damit den Uebelstand beseitigen, wonach Literaturgeschichte so oft wie eine äußere historische Wissenschaft kühl und nüchtern abgehandelt wird. Sonst hat die Literaturgeschichte so viel Innerlichkeit als Aeußerlichkeit. Geist und Gemüth unseres Volkes äußert sich eben in ihr und hat in ihrer Entwicklung seinen Leib und seine Wirklichkeit.

Literarische Neuigkeiten. Von Heinrich König steht ein zweibändiger Roman „Veronika“ zu erwarten. Er hat seinen Stoff in der Mitte der heutigen Gesellschaftswelt. — Ernst Willkomm kündigt ein Jahrbuch aus dem Leben der deutschen Bauern an, mit Beiträgen von Joseph Ranke, dem Verfasser des Buches „Aus dem Böhmerwalde.“ Von Ranke erscheint ein Roman „Vier Brüder aus dem Volke.“

Von Heyse's allgem. verdeutschendem und erklärendem Fremdwörterbuch erscheint abermals eine durchaus verbesserte, vermehrte und in größerm Formate ausgestattete Ausgabe, die etc. Dieses treffliche Werk ist jedem Gebildeten wegen seiner praktischen Brauchbarkeit und wissenschaftlichen Bearbeitung aufs Beste zu empfehlen.

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 1. November 1843.

Die Schweiz, der Schwarzwald und die Lausitz.

Wir sind in diesen Blättern mit besonderer Vorliebe denjenigen Darstellungen unserer Dichter gefolgt, die uns heimisches Land und Volk schilderten. Wir begannen zu Anfang des Jahres unsere kritischen Berichte mit dem dritten Romane der Verfasserin von *Godwie-Castle*. Während frühere Romane derselben Autorschaft uns mit der ganzen Fülle und Innigkeit ächt deutscher Gemüthsstiefe in England und in Frankreich heimisch machten, führte uns „*Thomas Thyrnau*“ nach Wien an den Hof der Maria Theresia, nach Prag zur Zeit der Schlesiens Kriege, und schilderte uns auf Böhmischem Landbedelsigen und Burgen, namentlich auf jener merkwürdigen Feste Karlstein, deutsches Rococo und deutsche Romantik. Das Leben des Volkes blieb in diesen Darstellungen ausgeschlossen. Wir bewegten uns hier am Hofe und im Salon jener sogenannten bevorzugten Kreise, welche die Blüthen der Bildung sich in Früchte des Genusses zu verwandeln wissen; aber auch Gefahr laufen, bei der Trennung vom frischen Strome der geschichtlichen Bewegung in sich zu erstarren. Die Verfasserin von *Godwie-Castle* kennt nirgends das Volk, aber sie schildert uns doch, freilich in einem wunderbaren Gemisch von Liebhaberei und Satyre, auf jenem Karlstein die ausgemachte Narrheit einer in sich versteinerten aristokratischen Ausschließlichkeit. Die untern Schichten der Gesellschaft bleiben ihr in Oesterreich und in Böhmen fern, und wenn ein jüngeres, männliches Talent in Darstellungen „*Aus dem Böhmerwalde*“ den Vorläufer zu einem Volksromane gab, so steht zu hoffen, daß uns in diesem bereits nahhaft gemachten Romane auf Grund und Boden jener Landstriche eine Ergänzung erwächst. Dieser Roman heißt: „*Vier Brüder aus dem Volke*“; sein Verfasser Joseph Rank. — Ein anderer Theil der Oesterreichischen Lande wurde uns durch Spindler zugeführt. In seinem „*Vogelhändler von Imst*“ gab er ein Bild Tyrols vor hundert Jahren. Wir sprachen hier zur Zeit von dieser romantischen Idylle aus dem deutschen Volksleben. Deutschland besteht noch immer aus Provinzen, deren Selbstständigkeit neben einander fertig ist. Es hat auch Städte, und die Stadt erwächst schon weit mehr als die Provinz aus dem bloß örtlichen Bedürfnis heraus und einer allgemein deutschen Berührung

entgegen. Aber der Deutsche kennt, seltsamer Weise, seine Städte bei weitem weniger als seine Landschaften. Unsere Darstellungen beweisen das; unsere dichterischen Erfindungen ergehen sich weit lieber in den Landschaften als in den Städten. An Wien interessirt uns weit mehr das Oesterreichische Volkselement als Wiener Pöbel und Wiener Noblesse. Berlin und München sind noch gar nicht fertig, sie sind noch im Werden begriffen. Wer Dresden und Stuttgart zu Schauplätzen machen will, fühlt, wie dürftig hier noch der Grund und Boden, wie wenig Physiognomie hier schon ausgesprochen vorliegt. Sind Hamburg und Frankfurt wichtiger und als Individuen entschiedener ausgebildet, so fehlt es uns doch noch an Darstellungen, die uns das zur höheren Ueberzeugung brächten, uns gleichsam die dichterischen Beweise dafür lieferten. Die Franzosen haben hunderte von poetischen Darstellungen, die nicht bloß in Paris spielen, sondern die an dieser Stadttörtlichkeit auch geradezu ihren Reiz haben. Bei uns sind von Alters her die Landschaften vollter, fertiger und reifer als die Städte. Ein vielgewandter Novellist, A. v. Sternberg, hatte uns in seinem Romane „*Diana*“ die Centralstadt des Preuenthums vorgeführt, allein seine Schilderungen Berliner Gestalten und Verhältnisse waren zum Theil so fabelhaft, zum Theil so unsicher und zerbröckelt, daß sie vielfachen Spott hervorriefen. Auch ist es übel, daß bei Darstellung deutscher Zustände die Satyre sich gleich vorherrschend geschäftig zeigt, um die Trägheit unserer Gestaltungen, die hinter unserm Wollen und Erkennen so weit zurückbleibt, zu strafen. Poetische Darstellung verlangt fertige Bildungen, die sie feiern kann; Halbheiten verfallen mit Recht an die Geißel der Kritik. Auch was uns Sternberg von den Zuständen Ostpreussischer Landschaften vorführte und uns als Gegenwart bot, war nicht glücklich zu nennen; die Färbung seines Gemäldes verrieth zu sehr das romantische Bedürfnis der novellistischen Erfindung. Dagegen lieferte Alexis-Häring in seinem „*Waldeemar*“ abermals ein festes, getreues, hier und da fast zu sehr mit gründlich docirender Breite entworfenes Bild der Mark Brandenburg und anliegender deutscher Landstriche nebst Volk und Fürsten. Er gab uns freilich das Gemälde seines Landes mit geschichtlichen Beschränkungen und Bedingungen, die es für uns wie ein fernes, beinahe fremdes erscheinen ließen. — Wir erinnern den geneigten Leser noch kürzlich daran, daß wir ihm

auch Bilder aus dem Elsaß und den Bauernleben von der Grenze zwischen Böhmen und der Lausitz im Verlaufe unserer Berichte vorführten. Weill und Willkomm lieferten diese novellistischen Beiträge zur Kenntniß vom vielverzweigten deutschen Land und Volk. Schließlich hatten wir den Genuß, in den Schwäbischen Geschichten von Hermann Kurz wiederum eine vollwichtige deutsche Provinz zur geistigen Gültigkeit gebracht zu sehen. Es geschah dies von der Feder eines Jüngern, und doch bei allen Schwächen, die der Roman „Schiller's Jugendjahre“ als Kunst-erzeugniß hat, mit so glücklichen Griffen, daß wir an die Illustration Westphalens erinnert wurden, wie sie sich in jenem „Münchhausen“ von Immermann findet.

England ist bekanntlich stolz auf seine Landschaftspoesie. Sie ist nicht möglich ohne Herausbildung der provinciellen Eigenthümlichkeit zur selbstständigen Gestalt. In Frankreich hat, wie man zu sagen pflegt, die Stadt das Land aufgezehrt. Den Franzosen fehlt es nicht bloß an allem Sinn für Naturromantik, sondern auch an aller Anerkennung der provinciellen Berechtigung. Sind wir darin das Gegentheil, so daß wir immerfort an der Zerfallenheit gleichberechtigter Einzelheiten gelitten, den Mangel eines centralen Zusammenhaltens oft genug gebüßt haben und noch büßen, so gestatte man uns wenigstens in literarischen Dingen die Werthhaltung dessen, was wir haben, die dichterische Herausbildung unserer provinciellen Volksthümlichkeiten.

Diese allgemeinen Bemerkungen hab' ich nur wie eine Rechtfertigung zusammenfassen wollen, um daran Einzelheiten zu knüpfen, wie sie der Zufall der Lectüre herbeiführt. Die Schweiz, der Schwarzwald und die Lausitz werden uns in drei Productionen nahe gerückt, die wir hier kurz vorführen wollen und die unsere Reihe von deutschen Landschaftsbildern vervollständigen.

Ein historischer Roman aus der Schweizer Geschichte: der Knabe von Luzern, von Gustav v. Heeringen, reißt sich schon deshalb hier an, weil er uns, freilich nicht zu seinem Vortheil, an Spindler's Vogelhändler von Imst erinnert. Spindler's gewaltiger, kräftiger und farbenreicher Pinsel malt uns meisterhaft die wilden Nachtscenen, wo die Schrecken der Berge losgelassen sind. Diese Parteen suchen in der Landschaftsmalerei der deutschen Literatur ihres Gleichen. Und den Menschen, der zwischendurch in dieser dämonischen Wildheit, wo die geschaffne und geordnete Welt sich in's Chaos zurückzuwerfen droht, sich ein kindlich gutes Herz im Busen erhält und erzieht, giebt Spindler uns eben so fest und fertig. Heeringen bringt zum Schweizer Bilde manches richtige Material herbei, aber er weiß es nicht zu benutzen. Das Landschaftliche ist ihm auch nicht Hauptsache, vielmehr die Staffage, die ihm zur großen Gruppe, zum geschichtlichen Bilde erwächst; er selbst nennt seine Darstellung einen historischen Roman. Bleiben wir jedoch zunächst bei dem stehen, was man in der Malerei Genres-

stücke nennt. Spindler, dieser Salvator Rosa in der deutschen Novellistik, schilderte uns das Weihnachtsfest im Lande Tyrol, den Heiligen-Drei-Königsabend, das Schmenlaufen und andere volksthümliche Fastnachtsspiele. In Heeringens Schweizer Romane tummeln wir uns an den Ufern des Luzerner See's, auf der Engenwiese bei Bern, und sehen dem Schwingfeste, dem Hurnuswerfen zu. Das Letztere ist vielleicht von den Hirtenspielen in der Schweiz am wenigsten bekannt. Es giebt kaum eines, das Hand, Auge und Fuß gleich diesem in Anspruch nimmt. Die Hurnuscheibe ist in der Mitte etwas dicker als an den abgerundeten Rändern und auf dem Ende eines Stokens leicht befestigt, der mit dem einen Ende auf dem Boden, mit dem andern auf einem etwa drei Fuß erhöhten Kloben liegt. Beim Schlage darauf fliegt die Scheibe in die Höhe, wirbelt sich in der Luft herum und fällt dann, ist die Geschwindigkeit und Kraft des Schlägers danach, aus einer Höhe von hundert, und in einer Entfernung von fast tausend Fuß nieder. Dort wird der Hurnus von Anderen mit großen hölzernen Schaufeln aufgefangen und abgethan, wie der Spieldruck lautet. Dies Abthun erfordert wieder ganz besondere Gewandtheit. Gelingt es nicht und fällt der Hurnus ohne aufgefangen zu werden nieder, so giebt dies einen Punkt, das heißt einen Sieg für die Partei des Schlägers, die aber verloren hat, wenn er glücklich aufgefaßt wird. Beide Spielparteen, aus gleich vielen Gliedern bestehend, schlagen und thun wechselseitig ab; jede sucht der andern im Schleudern und Ablassen der Scheibe Punkte abzugewinnen, und die Zuschauer geben ihren eben so leidenschaftlichen Antheil durch Jauchzen oder lautes Verhöhnern zu erkennen. Die Entlibucher und Emmenthaler sind darin besondere Helden; weniger die Waldstätter, die in unserem Romane den Hurnus spielen. — Parteen dieser Art, wie sie auch schon die lebendige Reisebeschreibung liefert, lieft man in Heeringens Roman mit Vergnügen. Auch der Rittgang wird beschrieben, jene versängliche, aber, wie alle Berichtstatter uns glauben machen, harmlos betriebene Sitte des nächtlichen Besuchs, der unter der muntern Dorfjugend weder für anstößig, noch für rechtsvoll gilt, um darauf Ansprüche zu gründen, wie sie etwanige Folgen wünschenswerth machen. — Bis in die Mitte des zweiten der vier Bände haben wir Genrebilder solcher Art. Von geschichtlichem Inhalte ist die Erzählung der Schlacht von Morgarten, die ein Greis seinem Enkel als Erlebniß ausmalt, uns aber damit noch nicht in den Geist des vierzehnten Jahrhunderts versetzt. Der Held des Romans, der Knabe von Luzern, ist, wie es Anfangs scheint, eines Schneiders Sohn, aber seine Abkunft wird bald zweifelhaft. Kuoni hat die Eigenheit, zu lauschen, zu horchen. Und so drängt er sich in eine nächtliche Versammlung, ertauscht deren Geheimnisse und verräth sie alsbald. Hierdurch rettet er die Stadt, gegen die sich der Adel verschworen. Bei Morgarten hatte der Bauer über den Ritter gesiegt, der mit Herzog Leopold von Oestreich herangerückt war, nm die freie Schweiz zu knechten. Nachträglich aber lobert der alte Groll von neuem

auf und diese Händel machen historischerseits den Stoff des Romans. Die Ritter schinden die Kaufherren, die Kaufherren die Handwerker, die Handwerker die Bauern. In der Derbheit des Chronikenstils würde das ein humoristisches Gemälde geben; der Verfasser trägt es jedoch ernst und mit einer gewissen angenommenen Würde vor. Auch Kuoni, der anfängliche Schneidbursche, der überall horcht, überall hilft und rettet, aber überall Prügel bekommt, sollte mit mehr Laune geschildert sein. Nach der Verschwörung der Ritter gegen den Schuttheiß und die Bürger von Luzern, erfolgt der Zug der Abtlichen gegen Bern und der Kampf dieses Cantons gegen Freiburg. Die Waldstätter eilen zu Hülfe. Nun giebt es wieder sogenannte große historische Scenen, das heißt Heeresmassen, Rosskämpfe, bunte Fahnen, Wappen, Schilder und ihre Abzeichen, ein Gedröhn und Gewühl Tausender. Es giebt seit Rogebue's Johanna von Montfaucon keine Theaterstücke mehr dieser Art; nur der Roman hat sich dies Genre noch erhalten. Schon zu Ende des dritten Bandes weiß man, welcher abtliche Herr Kuoni's Vater ist. Allein es geht noch mit Gewühl und Gewirr ohne Noth und ohne Spannung einen vierten Band so durch; ja, der vierte schließt und wir bleiben ungewiß, ob damit das Ende des Romans erreicht ist.

Berthold Auerbach hat in den zwei Bänden seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten einen sehr willkommenen Beitrag zur Kenntniß des deutschen Bauernlebens gegeben. Joseph Rant brachte uns von Böhmen nur den deutschen Landstrich seiner besonderen Heimath, den Zwiesel zwischen Baiern und Sachsen, zur Anschauung. Auerbach führt uns besonders die sogenannten Nestelchwaben vor. Statt der Knöpfe befestigen sie ihre Posenhäter mit Nesteln, und zu diesen Nestelchwaben gehören die Schwarzwälder, Auerbach's nächste Landsleute. Rant gab uns geographisch physikalische Einzelheiten, grammatische Gründlichkeiten; sein Buch schien eben nur eine wissenschaftliche Vorarbeit. Dagegen setzt Auerbach als gewandter Novellist die Eigenthümlichkeiten seines Schwarzwaldes gleich fertig in Scene. Das Sprachliche läuft ungesucht zwischendurch, die gesammelten Volkslieder erhalten im Verlauf der Begebenheit ihre natürliche Stelle. Wir wollen die deutschen Landschaften nicht studiren, sondern ihre Charaktere in lebendigen Bildern vor uns sehen. Auerbach schafft sich selbst als Poet zugleich ein Genüge, er ersindet leidenschaftliche Conflict, und legt in diesen Darstellungen die ganze Innigkeit seines Naturells, seinen Hang zum dörflichen Stillleben nieder. Daß er in der Idylle glücklich, bewies er schon in frühern Darstellungen, wo sich Züge naiver Seelenzustände ungesucht einschlichen. Ich erinnere in seinem „Dichter und Kaufmann“ an die Partie, wo Lessing, der neben Moses Mendelssohn im Buche figurirt, ein kleines Judenmädchen liebt und der Verfasser in dieser Begegnung den Hang eines starken Geistes zur Natureinsicht mit besonderer Vorliebe ausmalt. In seinen Schwarzwälder Geschichten giebt es nun volle pausbäckige Natureinsicht in Menge. Gleich die erste Novelle, „der Tolpatz“ bringt gleichsam einen

schicksalsvollen Pinsel zum Vorschein. Es klebt dem Menschen von Kindesbeinen die Bestimmung an, daß er halt alles verunsichert, d. h. falsch macht. Selbst wenn er sich sein säuberlich in seine Sonntagshäs (Sonntagskleider) steckt, erntet er lautes Lachen, Spott und Hohn. Er macht nichts recht; dies Schicksal wird er nicht los. — In der „Kriegspfeife“ sind Schwäbische Troßköpfe in einem artigen Liebeshandel charakterisirt. Sie will, er soll nicht rauchen, denn ihm hängt allezeit, auch wenn er sie küssen will, die Pfeife im Maul. Da er die Pfeife nicht lassen kann, muß er das Mädel lassen. Sie sagt sich von ihm los. In der Verzweiflung nimmt er Dienste und zieht in den Krieg. Er kehrt zurück, ohne Pfeife, und das Mädel, das sich bald todt nach ihm sehnte, verlangt nun leidenschaftlich nach der Pfeife. Nun er sie abgelegt hat, will sie sie wieder, denn sie hat sich ihn die lange Zeit über nicht anders denken können und dies Bild von ihm, zu dem die Pfeife gehört, soll er ihr nicht stören. — Auch in einer andern Novelle: „Tonerte“ ist der Schabernack verliebter Schwaben sehr ergötzlich. Er hat das Mädel frestiebt und beißt sie wirklich so stark, daß sie seitdem das Tonerte mit der gebissenen Wange heißt und in ewigem Zanke mit dem Liebsten lebt; sie findet ihn nun so wütht (häßlich) und mag ihn nit heiren (heirathen). — „Des Schlossbauers Befehle“ (Abkürzung von Genoveva) ist die Coquette unter den Nestelchwaben. Sie wird von einem guten Burschen geliebt, aber sie betrügt ihn und liebt hoch hinauf. Der feine Herr wird ihr untreu und so rächt sich verschmähte Liebe. — Im „Befehlertes“ haben wir den Aufruhr der Bauern gegen einen befehlshaberischen Schulzen, — ein höchst glückliches, lebendiges Genrebild. — In den „feindlichen Brüdern“ sehen wir Schwäbische Troßköpfe, die endlich der Pfarrer versöhnt. — „Ivo der Haire“ ist die Geschichte eines katholischen Bauerjungen, der gern Haire (Herrlein, Geistlicher) werden will; weil er bei der Primiz, dem ersten Dienste eines neugeweihten Priesters, mit Entzücken sieht, welche Ehren das ganze Dorf dessen Eltern anthat; ein geistlicher Herr ist wie ein höheres Wesen, sogar die eignen Eltern nennen ihn nun Sie; genug, der Junge will auch ein höheres Wesen werden, lernt Latein, kommt in die Klosterschule, läuft aber bald davon und kehrt reuig zu seinen Schafen hoan (heim). — Von nicht niederem Interesse sind die beiden längeren Novellen im zweiten Theile.

Von Ernst Willkomm's „Grenzern“, von seinen Schilderungen des Bauernlebens auf der Grenze zwischen der Lausitz und Böhmen, war schon früher in diesen Blättern die Rede. Jetzt brachte Willkomm zwei Bände Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. — Ich weiß nicht, ob die Lausitz eine so starke und in sich feste Charaktereigenthümlichkeit hat wie der Schwarzwald. Das Lausitzer Volkselement will mir als ein Gemisch von Schlesi'scher Redseligkeit, Sächsi'scher Geschwindigkeit und Böhmi'scher Verstocktheit erscheinen. Bei Grenzvolkern pflegt sich der Sagenschatz zu verwirren, der Charakter zu verwischen. Wie weit das bei den Stoffen, die Willkomm's

gewandtes Erzählertalent hier behandelt, der Fall ist, kann ich nicht erläutern, aber die Darstellung selbst giebt uns bisweilen das Gefühl von Unsicherheit oder der Vermischung mit anderen Elementen. Willkomm erzählt nicht so schlicht wie Kuerbach und flößt nicht dasselbe Vertrauen zu seinen Stoffen ein. Dieser ist auch da ganz Schwäbisch, wo seine eigne poetische Stimmung hervorbricht und die Gegenstände färbt. Ich weiß nicht, ob ein gewisser lustiger, lärmender Jubel, den Willkomm in seinen Darstellungen hier los läßt, Lausigisch ist. Willkomm zeigt zuviel eignes Behagen an seinen Stoffen; wenn seine Bauern fluchen und toben, so sieht man fast zu sehr das Ergötzen des Autors. Ein Schauspiel aber, der Lachen erregen will, indem er selber lacht, kommt weniger an's Ziel als der trockne Komiker. In Kuerbach's Dorfnovelle wirkt die trockne Komik so schlagend. Außer diesem üppigen Ueberschusse der subjectiven Laune scheint auch die poetische Zuthat bei Willkomm oft reicher, als sie der Landstrich, den er charakterisiren will, von selbst erzeugen mag. Wir erhalten von ihm keine Liebschen Märchen, die ganz Dichtung, ganz Wiebergeburt mittelalterlicher Romantik sind, aber doch auch keine Grimm'schen Sagen, deren Schlichtheit ihre Localtreue verbürgt; er giebt eben ein Gemisch von beiden, das unsicher bleibt. Bei alledem hat Willkomm Humor genug, um uns, rechnen wir seine Weit-schweifigkeit ab, zu ergötzen, er mag nun eben Lausiger Bauern oder Kobolde eigner Erfindung vorsehren. Von den Darstellungen aus der Märchenwelt sind „der Zwergrbrunnen“ und „der Pfaffenborn“ besonders reich in den Decorationen ausgestattet. Besonders emsig, zierlich und mit einer eigenthümlichen Sauberkeit in sinnreicher Phantastik hat der Verfasser überall die Zwerghwelt ausgestattet. Sehr ergötzlich ist die Sage vom Husaren, der in der Trunkenheit umkommt und den Sausbrü-bern nun als wanderndes Irrlicht aus der Schenke heimleuchtet. Seine Nase war Zeit seines Lebens à la Bartholp im Shakespeareschen Stücke hochroth und der Uebergang seiner ewigen Seele in ein Sumpflicht, das auf der Haibe herumflattert, ist glaublich genug. Früher war der Husar Preussischer Werber, jetzt wird der Berewigte für Noah's Reich. Seine Erzählung, wie es da unten im Schattenreiche „bei Sr. Tieftrunkenheit“ hergeht, ist sehr launig, und auch hier ist Willkomm's Pinsel wieder in der Ausmalerei des Kostüms glücklich; denn Vater Noah's Kellner stattet er vortreflich aus. — Eine Reihe interessanter Federzeichnungen von G. Osterwald sind eine besondere Zierde der beiden Bände. Von Osterwald waren uns früher schon Skizzen zu einer neuen Ausgabe von Knigge's bekannter Reise bekannt.

Feuilleton.

Von einer russischen Malerschule werden die Leser noch wenig gehört haben; höchstens ist der Ruf von Brulows Gemälde „der letzte Tag Pompejis“ zu einigen Kunstfreunden gedungen. Gleichwohl behauptet man auch in Russland eine eigene Malerschule zu besitzen. Die Maleracademie in Petersburg ist allerdings ein prachtvolles Gebäude, die Zöglinge derselben tragen Uniform, aber von bedeutenden Gemälden ist noch nichts zum Vorschein gekommen. Am besten soll es noch mit der Landschaftsmalerei stehen und Cusine, der sich in seinem Werke über Russland auch über die russische Kunst ausdrückt, rühmt namentlich ein Gemälde von Worobieff, welches Petersburg in einer Sommernacht darstellt und die Dämmerung, welche die Sommernächte in Russland so ganz eigenthümlich macht, auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise wiedergegeben haben soll. Außer diesen beiden Meistern hat sich keiner der russischen Maler ausgezeichnet.

Von Laube wird nächstens ein neues Drama „die Bernsteinere“ sowie von Gutzkow ein Lustspiel „Boys und Degen“ auf der Bühne erscheinen.

Shakespeares „Sommernachtstraum“ mit Musik von F. Mendelssohn Bartholby ist nun auch in dem Theater zu Berlin aufgeführt worden und die verschiedenen Berichte stimmen darin überein, daß die Musik vortreflich sey und nebst den komischen Partien im Stücke am meisten angesprochen habe. Die komischen Partien wurden auch von den Künstlern am besten gespielt, während das höhere geistige Element, das Feenleben und Treiben von denselben weder recht zur Anschauung gebracht, noch von dem Publikum verstanden wurde. Es ist dies nun das dritte alte Stück, das in Berlin mit Musik verbunden, halb zur Oper gemacht wurde; wie Antigone wird der Sommernachtstraum mit der Mendelssohnschen Musik die Kunde über die deutschen Bühnen machen, die Neugierde des Publikums reizen und dann — spurlos wieder verschwinden. — Zur Hebung der wahren dramatischen Kunst würde sicherlich unendlich mehr gethan werden, wenn man in Berlin ein Theater gleich dem Burgtheater in Wien einrichtete und so eine Musterbühne im Norden Deutschlands herstellte, welche, wie die Verhältnisse nun einmal sind, unsere jetzige erste deutsche Bühne, das Theater an der Burg in Wien, in manchen Stücken leicht überflügeln könnte.



